



Hintergrund

Privatisierung
Carl Gustaf Ströhm nimmt den Zusammenbruch der Stromversorgung in Teilen der USA zum Anlaß, über die Grenzen der Privatisierung nachzudenken. **Seite 3**

Preußen

Lebendige Geschichte
Vom Berliner Privatbank-Chef zum Museumsgründer: In vorbildlicher Privatinitiative wurde in Wustrau das Brandenburg-Preußen-Museum aufgebaut. **Seite 5**

Kultur

Neuer Lenz
Mit „Fundbüro“ legt der aus Lyck stammende Siegfried Lenz einen neuen Roman vor, der sich mit Verlust und dem „Glück des Wiederfindens“ beschäftigt. **Seite 9**

Ostpreußen heute

Nostalgie auf Schienen
Außer Rundfahrten mit dem Bus werden in der Bundesrepublik inzwischen auch Kreuzfahrten per Zug durch Ostpreußen angeboten. Näheres hierzu auf **Seite 13**

Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Jahrgang 54 – Folge 35

Erscheint wöchentlich
PVSt. Gebühr bezahlt

30. August 2003

Landsmannschaft Ostpreußen e.V.
Parkallee 84/86, 20144 Hamburg

C 5524

MIT VERTEILTEN ROLLEN

Wie SPD und PDS eine Neuauflage der sozialistischen Volksfront vorbereiten

Die SPD-Linke hatte in den letzten Wochen wieder einmal Grund, sich aufzuregen: Angeblich sollen altbewährte Traditionsbegriffe wie »Sozialismus« und »soziale Gerechtigkeit« aus dem Parteiprogramm eliminiert werden. Sieht man genauer hin, fragt sich mancher: Steckt dahinter wirklich ein neues Denken oder nur eine neue Strategie?



„Was nun?“ Bei der Vorstellung des neuen Gysi-Buchs ging SPD-Generalsekretär Scholz (re.) mit dem PDS-Vordenker auffällig freundschaftlich um – vielleicht das Vorzeichen einer neuen Volksfront-Strategie. Foto: dpa

Dazu ein Beitrag von Helmut BÄRWALD.

Zum Beginn der Leipziger Buchmesse im März 2001 erschien im Hamburger Hoffmann und Campe Verlag ein Buch des damaligen Berliner Wirtschaftsensors und ehemaligen PDS-Obersten Gregor Gysi mit dem Titel „Ein Blick zurück, ein Schritt nach vorn“. Vorgestellt und mit Lob bedacht wurde Gysis Erzeugnis vom ehemaligen SPD-Vorsitzenden Oskar Lafontaine.

teien an.“ Dem PDS-Genossen Gysi bescheinigte Lafontaine zugleich, zu der „im Zeitalter des Neoliberalismus rarer gewordenen Sorte der Linken in Deutschland“ zu gehören. Für Kenner der SPD-Szene kamen derartige Äußerungen Lafontaines wie bei der Vorstellung des Gysi-Buches keinesfalls überraschend.

gen Schreibers Gregor Gysi auf den Markt. Titel: „Was nun? Über Deutschlands Zustand und meinen eigenen“. Journalisten wurde dieser Zustandsbericht in den Räumen der Berliner Pressekonferenz vorgestellt; wiederum von einem SPD-Obersten, dem SPD-Generalsekretär Olaf Scholz. Auch dessen Auftritt hinterläßt – wie der Lafontaines vor zwei Jahren – einen auffälligen Geruch. Scholz ist gerade dabei, einige Formulierungen in der SPD-Programmatik vermutlich aus taktischen Gründen zu „entschärfen“; insbesondere will er den Begriff „demokratischer Sozialismus“ aus dem künftigen SPD-Programm verschwinden lassen. Es ist vorstellbar, daß Scholz vom verstorbenen Leit-Strategen und gewieften Taktiker Herbert Wehner gelernt hat, der bald nach Verabschiedung des „Godesberger Programms“ im November 1959 in einem Gespräch mit der SPD-Zeitschrift *Vorwärts* ausplau-

In einem Interview mit dem *Spiegel* hatte Lafontaine Mitte der neunziger Jahre gesagt, daß er „von Anfang an eine zu starke Ab- und Ausgrenzung“ der PDS „für falsch gehalten“ habe. Im März 1999, damals noch Vorsitzender der SPD, hatte er herbe Kritik an der Zurückhaltung seiner Partei gegenüber der PDS geübt und diese Reserviertheit als das „übliche Geschrei“ abgetan. Lafontaine hatte, wie etliche andere Politiker und Mandatsträger der alten Bundesrepublik Deutschland, auch gegenüber der PDS-Vorgängerin, der SED, und „ihrem“ Staat höchst durchlässige „Grenzen“ gehabt.

Gruppen orthodoxer Kommunisten und Marxisten in der PDS, allen voran die „Chefideologin“ der linksextremistischen „Kommunistischen Plattform“, das Bundesvorstandsmitglied Sahra Wagenknecht, wittern bereits seit Jahren Unrat und leisten gegen einzelne Elemente von „Profilveränderungen“ des politischen, ideologischen, programmatischen „Kleidungswechsels“ der SED-Nachfolgerin Widerstand. Sie sehen ihre Partei immer wieder auf dem „Weg nach Godesberg“. Gemeint ist damit die Verabschiedung des „Godesberger Programms“ der SPD 1959, das den Weg von einer „Klassenkampfpartei“ zur „Volkspartei“ ebnet sollte.

Im Sommer dieses Jahres bekamen die Befürchtungen der unelastischen PDS-Orthodoxen neuen Auftrieb. Im August brachte wiederum der Hoffmann und Campe Verlag ein neues Buch des geschäftli-

Hans-Jürgen MAHLITZ: ILS ARRIVENT – DIE PREUSSEN KOMMEN

Voilà, la *Gazette Générale Prussienne* – nicht ohne Stolz präsentierte ich in den letzten Wochen Freunden und Bekannten an meinem Urlaubsziel im äußersten Westen Frankreichs die *Preußische Allgemeine Zeitung*. Die Reaktion: ein paar höfliche Komplimente, verlegenes Herumdrukken, betretenes Schweigen – und dann, nachdem ich mich damit nicht abspesen lasse, ein kritisches „Pourquoi Prusse?“, „Warum Preußen?“! Mit der Gegenfrage „Warum nicht?“ gelingt es mir, ein solches Maß an Vorurteilen zu provozieren, wie man es heute nicht einmal mehr im Pisa-gebeutelten Deutschland antrifft. Preußen aus französischer Sicht, das ist Militarismus pur, Stehschritt und Tschingderassa, Kadavergehorsam, aggressive Kriegslüsterneheit, sturer Bürokratismus, das exakte Gegenteil wirklicher und vermeintlicher Ideale, auf welche die Grande Nation seit ihrer Revolution so stolz ist, die Inkarnation aller bürger- und freiheitsfeindlichen, menschenrechtswidrigen Verbrechen, deren sich ein Staat schuldig machen kann. Mit Entsetzen mußte ich zur Kenntnis nehmen, daß alles Negative, womit vor einem halben Jahrhundert die Auflösung Preußens durch die Weltkrieg-II-Sieger begründet worden war, noch immer in diesen Köpfen herumspukt, als hätte es nie einen Elysée-Vertrag gegeben, keine Versöhnung über den Gräbern von Verdun, kein deutsch-französisches Jugendwerk, keine gemeinsamen Kulturprojekte, kein Erinnern an die gemeinsamen geschichtlichen Wurzeln – Karl der Große/Charlesmagne – und nicht Millionen von Menschen aller Altersstufen, die das Land des einstigen „Erzfeindes“ kennen- und liebgelernt haben.

Kaum fällt das Stichwort „Preußen“, schon ist das alte, längst überwunden geglaubte Denken wieder da: von Friedrich bis Bismarck, die Bösewichter der Weltgeschichte, die Wegbereiter des Faschismus, primitiv, martialisch, unsympathisch. Soll ich nun resignieren, das Thema tunlichst vermeiden? Schließlich kann man sich, wenn man in Frankreich Urlaub macht, über eine Menge anderer, weit- aus angenehmerer Dinge unterhalten. Nein, so einfach sollte „Michel“ es der „Marianne“ nicht machen. Zumal sich schnell zeigt, daß die antipreußischen Vorurteile auf schier unglaublichen Wissenslücken beruhen. Daß Preußen das erste Land mit allgemeiner Schulpflicht und einem vorbildlichen Sozialsystem war, früher als alle anderen Religionsfreiheit und weltanschauliche Toleranz praktizierte, weltweit der erste Rechtsstaat war, daß die erste Amtshandlung des ersten Königs in Preußen die Gründung der Akademie der Wissenschaften war – von alledem bekommt man in Frankreichs Schulen kein Wort zu hören. Allerdings auch nicht in den zahlreichen deutschen Kultur- und Bildungsinstitutionen; dort frönt man lieber dem Zeitgeist, statt über deutsche und preußische Geschichte korrekt zu informieren. Genau das aber würde sich lohnen, wie mir meine Urlaubsgespräche bestätigten. Was ich über das wahre Preußen zu erzählen wußte, wurde mit Interesse aufgenommen – und spätestens, wenn ich von der Freundschaft und Geistesverwandtschaft des „alten Fritz“ mit François-Marie Arouet erzählte, auch mit Sympathie – der Mann ist bei Franzosen wie bei Deutschen besser bekannt und beliebt unter dem Namen Voltaire ...

Fortsetzung auf Seite 2

BERLINER PDS DROHT AUSZUSTERBEN

Dramatischer Genossenschwund bei Ex-SED – auch SPD, CDU und FDP schrumpfen

Die Berliner Landesparteien, insbesondere die PDS, verzeichnen einen zum Teil dramatischen Mitgliederschwund. Die umgetaufte SED verlor in der Hauptstadt seit 2000 pro Jahr im Schnitt 1.500 Genossen und zählt derzeit vermutlich unter 11.000 Häupter. 1997 waren es noch 17.300, wie die *Welt* in ihrer Berlin-Ausgabe jetzt berichtete.

rungen nach nur ein oder zwei Jahren oft den Rücken. Hält der Trend an, müßte die PDS auf Berliner Landesebene in einigen Jahren praktisch verschwunden sein.

Auch dem PDS-Koalitionspartner SPD sterben die Parteibuchinhaber weg, ohne daß genügend Nachwuchs käme. Von 20.400 Berliner Sozialdemokraten 1999 sind derzeit noch 18.300 übrig, allein im ersten Halbjahr 2003 verringerte sich ihre Zahl um 760. Rund 7.000 SPDler an der Spree sind über 65 Jahre alt.

Die Hauptstadt-CDU führte 2001 noch 15.600 Mitglieder in ihren Listen. Nach einer Karteibereinigung

im vergangenen Jahr sind davon heute nur noch 14.000 übrig.

Auf entsprechend geringerem Niveau plagen die Liberalen ähnliche Sorgen: Ihre Mitgliederschar verringerte sich allein seit Jahresbeginn 2003 von damals 2.896 auf nur mehr 2.755, ein Minus von fast fünf Prozent.

Allein die Grünen konnten die Menge ihrer beitragszahlenden Anhänger in den ersten acht Monaten des laufenden Jahres nach 258 Eintritten bei 3.432 stabilisieren. Sie legen Wert darauf, daß vor allem Menschen unter 35 Jahren beigetreten seien. **Hans Heckel**

PMD
Preußischer Mediendienst
Wir erfüllen alle Ihre Literatur-, Musik- & Filmwünsche.
Preußischer Mediendienst
Parkallee 86
20144 Hamburg
Telefon: 040 / 41 40 08 27
Telefax: 040 / 41 40 08 58

»KLASSIZISMUS IN PREUSSEN«

Brandenburg präsentiert große Architekturausstellung im Schloß Babelsberg / Von Ekkardt SCHULTZ

Zu den bedeutendsten Baumeistern der klassizistischen Ära zählt der preussische Architekt Ludwig Persius, dem bis zum 19. Oktober eine Sonderausstellung im Schloß Babelsberg, einer seiner zentralen Wirkungsstätten, gewidmet ist. Während der Dauer der Ausstellung besteht an den Wochenenden zwischen 12 und 17 Uhr für Besucher die Möglichkeit, die ansonsten für die Öffentlichkeit nicht zugänglichen Maschinenhäuser am Schloß Babelsberg sowie das Dampfmaschinenhaus an der Neustädter Havelbucht zu besichtigen. Zur Ausstellung erschien auch ein Begleitband im Verlag Schnell & Steiner, Regensburg (272 Seiten, 70 farbige und 130 sw Abb., Leinen mit Schutzumschlag, 39,90 Euro). Der 1842 von Friedrich Wilhelm IV. zum „Architekten des Königs“ ernannte Persius hatte von 1821 bis 1840 unter seinem Lehrmeister Karl Friedrich Schinkel an der Erstellung von Entwürfen und der Bauüberwachung zahlreicher Potsdamer Auftragsprojekte von Friedrich Wilhelm III. und von Mitgliedern der Königlichen Familie mitgewirkt. Nach dem Tode Schinkels, der das Talent von Persius bereits früh erkannt und daher zahlreiche Empfehlungen ausgesprochen hatte, rückte er als Generalbevollmächtigter des Königs für die Potsdamer Objekte in seine höchste Lebensstellung auf.

Friedrich Ludwig Persius wurde am 15. Februar 1803 in Potsdam geboren. Nach dem Besuch von Bürgerschule und Gymnasium wurde er 1817 Mitarbeiter des Bauinspektors Gotthilf Hecker. 1819 bis 1821 absolvierte er ein Feldmesserstudium an der Berliner Bauakademie, wo er erstmals in Kontakt mit seinem langjährigen Lehrer Schinkel

kam. Unter dessen Leitung war Persius bis 1840 an der Anfertigung von Zeichnungen, der Entwurfsbearbeitung und der Bauleitung der Prinzen Schlösser in Glienicke, Charlottenhof, Babelsberg und Petzow beteiligt. Von 1821 bis 1826 war er als Baukondukteur bei der Potsdamer Regierung tätig. Im April 1826 legte er seine Baumeisterprüfung an der Bauakademie ab.

Das erste größere Projekt, in welches Schinkel den jungen Kondukteur einbezog, war die Neugestaltung des Gutshauses Glienicke. Der Auftrag ging von Prinz Carl von Preußen aus, dem Bruder Friedrich Wilhelms IV., der das Gut am 1. Mai 1824 erworben hatte. Nach den Vor-

PERSIUS WAR MIT SCHINKEL DER GRÖSSTE BAUMEISTER IN PREUSSEN

gaben von Schinkel entwickelte Persius eine Entwurfsserie mit sämtlichen projektierten Arbeiten. Im Zuge des Umbaus des Gutshofes Charlottenhof zum Schloß und der Ausgestaltung des Geländes mit Gärtnervilla, Gewächs- und Maschinenhaus, kam er erstmals direkt mit Friedrich Wilhelm IV. in Kontakt. Besonders imponierte dem späteren König, daß es Persius gelang, den Bau der Charlottenhofer Gärtnervilla trotz eines äußerst knapp bemessenen Zeitrahmens termingerecht zu vollenden. Bereits am 22. April 1830 wurde Persius daher zum „Bauinspektor Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen“ ernannt.

Bei dem nach Plänen von Schinkel entworfenen Schloß Babelsberg, welches als Sommerresidenz für Prinz Wilhelm konzipiert wurde, überwachte Persius in einem ersten Bauabschnitt von 1834/35 die Bauausführung. Dadurch war er, als wenige Jahre nach der Fertigstellung Wilhelm den Anbau eines



Persius-Bau: Einem Tempelbau ähnlich errichtet ist die Heilandskirche in Sacrow
Foto: Hillert Ibbeken

Festsales wünschte, mit den örtlichen und räumlichen Gegebenheiten bereits vollkommen vertraut. Persius entwarf für den Anbau einen mächtigen Achteckturm, der den Gesellschafts- und Tanzsaal als zweigeschossige Halle aufnahm und das neue Kernstück des Schlosses darstellte. Ebenfalls nach Persius' Plänen wurde das nur wenige Meter unterhalb des Schlosses Babelsberg befindliche Maschinenhaus in den Jahren 1843 und 1844 errichtet. Schon einige Jahre zuvor war ihm mit dem Maschinen- und Gärtnerhaus in Glienicke sowie dem Dampfmaschinenhaus für Sanssouci an der

Neustädter Havelbucht eine herausragende Verbindung von moderner Technik und architektonischer Schönheit gelungen: Einerseits erfüllten diese Bauten den konkreten Zweck, die Parkanlagen kontinuierlich mit Wasser zu versorgen. Andererseits trugen sie bis heute den Charakter von Kunstwerken, die sorgsam in die Potsdamer Landschaft integriert wurden. Mit seinem maurischen Stil stellt gerade das Dampfmaschinenhaus bis heute einen klassi-

schen Blickfang dar. Zu den bekanntesten von Persius geplanten und erbauten Objekten zählen ferner die Heilandskirche in Sacrow, die Friedenskirche in Potsdam und der Kuppelbau der Nikolaikirche sowie private Repräsentationsbauten wie die Villen Tieck, Illaire, Tiedke, Jacobs und Schöninggen, die er im italienischen Stil unter Verwendung von Flachdächern ausführte. Das bekannte Ballokal „Krolls Etablissement“ am Berliner Tiergarten basierte ebenso auf seinen Vorstellungen wie der Umbau von Heckers Kalkofen in der Teltower Vorstadt und der Zuckersiederei Jacobs.

Persius entwickelte eine Landschaftsarchitektur, die sich an den natürlichen Bedingungen des Baustandortes orientierte. Er wählte dort, wo er düsteren Fichtenwald vorfand, einen stärker mittelalterlich geprägten Stil mit Zinnen und Erkern. An hellen, mit Birken und Laubböhlzern gesäumten Bauplätzen orientierte er sich dagegen an den italienischen Landbauten des 15. und 16. Jahrhunderts. Ein besonders gutes Beispiel bietet hierfür die Gestaltung der drei Förster-Etablissements im Potsdamer Wildpark. Zum Zwecke einer möglichst engen Verbindung von Gebäuden und Gärten arbeitete er eng mit dem Gartenarchitekten und -gestalter Peter Joseph Lenné zusammen. Eine besonders enge Beziehung entwickelte sich von Anfang der dreißiger Jahre bis zum Tode Persius' zwischen ihm und Friedrich Wilhelm IV., vor allem da beide die Begeisterung für romantische Stimmungen teilten. Ein Zeugnis der vertrauensvollen und gleichzeitig kritischen Zusammenarbeit stellt das in der Ausstellung präsentierte Tagebuch von Persius dar, in dem er zwischen dem 12. Oktober 1840 und dem 12. Mai 1845 insgesamt 156 Gespräche mit dem König festhielt und die besprochenen Bauvorhaben auflistete. 1842 wurde ihm der Titel „Architekt des Königs“ verliehen – ein Titel, den sein ehemaliger Lehrmeister unter Friedrich Wilhelm III. angestrebt, jedoch nicht erhalten hatte; am 7. Februar 1845, wenige Monate vor seinem Tod am 15. Juli 1845, erhielt Persius schließlich auch den Titel „Königlicher Oberbaurat“. ■

In der Folge 32 wurde in dem Artikel „Schloß in Posen wird Museum“ ein Betrag in Reichsmark angegeben. Geltende Währung war 1910 jedoch die Mark. Die Reichsmark wurde erst 1924 eingeführt. Die Redaktion

Preußens populärste Monarchin blickt voller Stolz auf die Szene: Unter ihrem Porträt (auf dem Königin Louise allerdings schon immer diesen stolzen Blick zeigt) hat sich eine Gruppe Schüler um einen sympathischen älteren Herrn versammelt. Nicht irgendein x-beliebiger Herr, sondern Ehrhardt Bödecker, Gründer und Leiter des Brandenburg-Preußen-Museums in Wustrau. Und auch nicht irgendeine x-beliebige Schulklassen, sondern der Leistungskurs für Geschichte des Schillergymnasiums in Königswusterhausen. Das ganz Besondere: Einer von ihnen ist der 50.000. Besucher; wenn das nicht Grund genug ist, stolz zu sein.

Wustrau, Heimat des Preußen-Generals von Zieten, liegt etwa 70 Kilometer nordwestlich von Berlin, am Ruppiner See, in einer reizvollen, touristisch aber noch nicht übermäßig erschlossenen Landschaft. Und dieses Museum existiert erst seit gut drei Jahren. So weit abseits der Reisewege des Massentourismus und in so kurzer Zeit so viele Besucher zu haben, das ist schon eine herausragende Leistung.

Zum Teil mag dies am Thema liegen. Preußen, das ist wieder „in“, kommt im Schulunterricht wieder vor, und zwar nicht mehr nur in Form jener sattem bekannten Vorurteile. Ganz behutsam beginnt sich in Deutschland der Blickwinkel zu drehen, unter dem Preußen wahrgenommen wird. Jahrzehntlang sah das preußische Geschichtsbuch aus wie das Verbrecheralbum der Weltgeschichte, nun entdeckt man, daß der vermeintliche Bösewicht auch großartige kulturelle und soziale Lei-



Besucherrekord: Museums-Chef Ehrhardt Bödecker mit Schülern des Schillergymnasiums Königswusterhausen – einer von ihnen war der 50.000. Besucher des Brandenburg-Preußen-Museums im märkischen Wustrau. Foto: BPM

stungen hervorgebracht hat. Dieser Trend ist noch nicht sehr stark ausgeprägt; vor allem in jenen Ländern, die nach dem Zweiten Weltkrieg Preußen als Staat und als Idee zer schlagen wollten, scheint er noch gar nicht angekommen zu sein (s. Leitartikel auf Seite 1). Umso wichtiger ist es, daß die Wende zum Besseren von unserem eigenen Lande ausgeht und hier auch intensiv gefördert wird.

Der bemerkenswerte Erfolg des Brandenburg-Preußen-Museums ist in erster Linie seinem Initiator, Gründer und Leiter zu verdanken. Sein „Geheimnis“: Ehrhardt Bödecker ist nicht nur ein Mensch, der sich für

Preußen interessiert und begeistert – er ist Preuße. Die anfangs beschriebene Szene bestätigt das: Ein echter Preuße begnügt sich nicht damit, etwas anzuregen, zu organisieren und (so er die Mittel dafür hat) zu finanzieren; ein echter Preuße faßt selber an. Mir ist jedenfalls kein anderes Museum bekannt, dessen oberster Chef höchstpersönlich jeden Sonntag (und nach Absprache, zum Beispiel für Schulklassen, auch zu anderen Zeiten) Führungen macht.

Freilich ist dem mittlerweile 78jährigen Bödecker nicht nur für seinen unermüdlichen persönlichen Einsatz Respekt zu zollen, sondern

GESCHICHTE ZUM ANFASSEN

Hans-Jürgen MAHLITZ besuchte Ehrhardt Bödeckers Brandenburg-Preußen-Museum in Wustrau

natürlich auch für sein finanzielles Engagement. Rund drei Jahrzehnte lang war er Chef einer erfolgreichen Berliner Privatbank; hier erarbeitete er sich die Mittel für sein etwas ungewöhnliches Hobby. Auf „echt preußisch“ klingt das so: Dieses Museum in Wustrau „ist halt meine Yacht im Mittelmeer“. So ging er, als er 1995 in den Ruhestand trat, nicht in Monte Carlo oder St. Tropez, sondern am Ruppiner See „vor Anker“. Dreieinhalb Jahre arbeitete er unermüdlich, plante, sammelte, baute, beaufsichtigte den Fortgang des Projekts. Über sechseinhalb Millionen Mark ließ er sich seine „Yacht“ kosten, die dann rechtzeitig vor dem 300. Jahrestag der Krönung des ersten Königs in Preußen „vom Stapel“ laufen konnte.

Sein Museum baute Bödecker konsequent so auf, daß hier die Seiten Preußens gezeigt werden, die in der Geschichtsdarstellung (und das heißt meist: in der Geschichtsklitte-rung) der letzten Jahrzehnte zu kurz (oder gar nicht vor-) kamen. Auf die Darstellung militärischer Leistungen verzichtet er weitgehend; hier gibt es, im guten wie im schlechten, keinen Nachholbedarf. In Wustrau sieht und erlebt man statt dessen, welchen Rang Begriffe wie Verantwortungsbewußtsein, Rechtssicherheit, Toleranz, aber auch Bildung, Wissenschaft und soziale Gerechtigkeit in der Geschichte Preußens hatten. Die wahren Helden dieser Geschichtsschau sind nicht die

Generäle und Feldherren, sondern Aufklärer wie Christian Thomasius und Christian Wolff oder Pädagogen wie August Hermann Francke. Auf sie beruft sich Bödecker, wenn er von der „Keimzelle wahren Preußentums“ spricht: „Preußen war eine Haltung, keine Nation!“ Aus seinem konservativen Preußenbild ergibt sich geradezu logisch massive Kritik an den Weltkriegs-Siegermächten: der von ihnen betriebene Untergang eines Staatswesens, das, was Fleiß und Innovationskraft seiner Bewohner, Effektivität seiner Verwaltung und Weitsicht seiner Führung betrifft, nie wieder erreicht wurde, sei „eine europäische Tragödie“.

Solche und andere klare Aussagen hört man von Bödecker nicht nur in konservativ-intellektuellen Debattier-Zirkeln (oder auch im Gespräch mit dieser Zeitung); er sagt, was er denkt, genauso direkt auch, wenn er Schulklassen durch sein Museum führt. Wie viel davon bei den jungen Leuten ankommt, ob überhaupt etwas „hängenbleibt“ – da ist er sich nicht so sicher. Aber: ein echter Preuße resigniert nicht, steht mutig zu seinen Überzeugungen. Und sollte er doch einmal Zweifel haben, braucht er ja nur hochzublicken zu Königin Louise, deren Bildnis er einen Ehrenplatz eingeräumt hat. Die wußte genau, warum sie diesen stolzen Blick zeigen durfte – eine „echte Preußerin“ eben ... ■

Kreuzfahrt auf der Oder:

»WIE SANFTE SCHAUER«

Mit der *Saxonia* von Berlin nach Breslau / Von Peer SCHMIDT-WALTHER

In den vorpommerschen Häfen ist sie während der Sommermonate ein bekannter Gast, die schneeweiße „Saxonia“.

Auf ihren wöchentlichen Rundreisen von Berlin via Stettin nach Rügen und Hiddensee legt sie in Stralsund eine Pause ein. Passagierwechsel und Proviantergänzung stehen dann meist auf dem Programm der Besatzung. Aber das Schiff der schweizerischen Reederei Scylla Tours geht auch drei Mal auf Südost-Kurs.

In Tegel startet der Tausendtonner. Nicht etwa auf dem Flughafen, sondern in viel gemächlicherem Tempo von der Greenwich-Promenade am Wasser. Weiter geht es über die Havelseen-Kette, den Oder-Havel-Kanal, Eberswalde, vorbei am Schiffshewerk Niederfinow nach Frankfurt/Oder.

Eisiger Wind fegt den dort steigenden Passagieren ins Gesicht. Kapitän Johann Wagner, Pionier der Oder-Kreuzfahrt, freut sich

„Unter den deutschen Flüssen ist die Oder wie ein Bauernweib unter Großen und Edlen“, schrieb einst ein schlesischer Dichter. Seit dem Zweiten Weltkrieg hat sich an den weitgehend naturbelassenen Ufern nicht viel getan. Nachdenklichkeit erregen allerdings zerschossene Brücken- und Hausruinen, die manchmal hinter den ausgefrachten Ufern über den Deich ragen.

Buhnen – sie sollen die Strömung regulieren und das Fahrwasser ausreichend tief halten – sind auf polnischer Seite, also in der einstigen preußischen Provinz Schlesien, unter- und überspült. „Das ist nicht ganz ungefährlich“, kritisiert Wagner diesen Zustand. Ist es Desinteresse oder Geldmangel, fragt man sich.

Noch ist der Wasserstand hoch genug für eine relativ unproblematische Schifffahrt. „Im Hochsommer“, erklärt der Kapitän, „sinkt er jedoch auf Werte ab, bei denen selbst wir mit knapp über einem Meter Tiefgang nicht mehr fahren

sche Haff und der idyllische Memel-Fluß wären bestens geeignet. In der Hafentadt Memel würde gestartet werden. Via Schwarzort und Nidden könnte man Tilsit, Kaunas und Wilna ansteuern. Die passende Infrastruktur ist fast fertig. Entsprechende Pläne sind bereits von einem deutschen Reiseveranstalter entwickelt worden.

Doch zurück an die Oder: Vor Breslau müssen Steuermann Andreas Zarwel und Bootsmann Andreas Türk sogar einen Teppich zwischen Schleusenmauer und

bis zu Gerhart Hauptmanns einstigem Domizil in Agnetendorf hat man mehr Zeit.

In der Regel wird aber, anders als auf Hochsee-Kreuzfahrtschiffen, nachts angelegt und tagsüber gefahren. Die meisten Passagiere sind sogenannte „Heimweh-Touristen“. Wie zum Beispiel Christa Neuendorf aus Eberswalde, geboren in Birksdorf bei Breslau.

Als sie von der Flucht 1945 beim zwanzig Grad berichtet, kann sie die Tränen nicht zurück-

STROM DER STILLEN SENSATIONEN

dagegen, daß die neue Anlegestelle – nach seinen Wünschen konzipiert – langsam Form annimmt. Noch muß er beim Festmachen und Ausbringen der Gangway improvisieren. Man nimmt es mit Gelassenheit.

Als die „Saxonia“ in den trägen Fluß dreht, ist das Zittern kaum zu spüren. „Wie ein sanfter Schauer“, meint die Schweriner Seniorin Christa Heimann poetisch, „kriechen die Schwingungen aus dem Maschinenraum durch die Kabinen.“ Mit dreifacher Schrittgeschwindigkeit und 1000 PS gleiten die „Saxonia“ und ihre 60 Passagiere zu Berg, wie die Flußaufwärts-Richtung in der Fachsprache heißt.

Kilometer um Kilometer schlängelt sich das 82 Meter lange Viersterne-Binnenschiff auf dem windungsreichen Fluß mit seinen oft schilfgesäumten Ufern voran. Die Oder hat für Auge und Kamera vor allem stille Sensationen zu bieten: Landschaft satt samt seltener Vögel wie Seeadlern und Kranichen; hin und wieder äsen Rehe auf den Wiesen, Ortschaften werden selten passiert. Die für Abwechslung sorgende Frachtschifffahrt ist nach der Wende fast eingeschlafen.

können“. Daher beschränke sich die Oderfahrt auf ganze drei Reisen jährlich.

Niedrige Brücken sind ein zusätzliches Hindernis. Mannschaft und Passagiere werden gleichermaßen gefordert: während die einen sich an Deck flach hinlegen, müssen die anderen Schornstein und Relling abbauen.

In Crossen (Krosno Odrzanski) scheint nichts mehr zu gehen. „Fünf Zentimeter!“ meldet Chief Jens Mosel nach einer Peilstabmessung über Sprechfunk an Wagner. Der gibt „Stoff“ und drückt damit das Ächterschiff tiefer ins Wasser. Schließlich heißt es für alle „Köpfe einziehen!“ Nur der Kapitän behält aus seiner Luke im abgesenkten Steuerhaus den Überblick. Sein „Trick“ hat geklappt. Beifall auf offener Szene!

Aber auch manche nicht ausgebaute Anlegestellen und schiffsenge Schleusen machen das Manövrieren zu einem Abenteuer. Zwar möchte man hier vom Tourismus profitieren, aber dafür kein Geld ausgeben. Ganz im Gegensatz zu den baltischen Ländern.

So will zum Beispiel Litauen ins florierende Geschäft mit den Flußkreuzfahrten einsteigen. Das Kuri-

Unbegradigter Flußlauf irgendwo in Schlesien:

An den Ufern der Oder hat sich seit Jahrzehnten wenig verändert

Foto: Archiv



Bordwand halten, um sie – bei gerade mal fünf Zentimetern Luft auf der rechten und auf der linken Seite – vor Kratzern zu bewahren. Ein Nervenkitzel für die Seh-Leute an Bord wie an Land.

Konzentriert dirigiert der Kapitän das Schiff vom Außensteuerstand. „Das geht am besten im Schnecken tempo“, meint er seelenruhig. Jedenfalls ist es eine gute Gelegenheit für die Fotografen, schnell noch ein paar „abenteuerliche“ Bilder in den Kasten zu bekommen.

Während der Landausflüge nach Grünberg (Zielona Gora), Kloster Leubus (Lubiaz), Liegnitz (Legnica), Breslau und ins Riesengebirge

halten. „Schreckliche Erinnerungen, die ich nie vergessen werde!“ seufzt sie. Per Taxi unternehmen Christa Neuendorf und ihr Mann dann einen Ausflug in den unvergessenen Heimatort und damit zugleich in ihre eigene Vergangenheit.

Kapitän Johann Wagner kann solche Gefühle nachempfinden. Er war bis 1957 im oberschlesischen Kattowitz zu Hause.

Wer auf dem Oder-Kreuzfahrtschiff „Saxonia“ Erholung vom Alltag sucht und sich – auch ohne biografische Bindungen an die Region – von der Historie ergreifen läßt, wird eine solche Reise genießen.

Blick nach Osten

ZEITUNGEN ZITTERN

Warschau – Während die kleinen polnischen Zeitungen im ersten Halbjahr 2003 entgegen dem internationalen Trend Verkaufsteigerungen erzielen konnten, mußten die auflagenstärksten Blätter im Vergleich zum Vorjahr Verluste hinnehmen. Die seit dem Umbruch führende *Gazeta Wyborcza* mit einer durchschnittlichen verkauften Auflage von 418 000 Exemplaren büßte 2,9 Prozent ein. Beim zweitgrößten Blatt, der einzigen polnischen Boulevardzeitung *Super Express*, waren es sogar 13,8 Prozent. Beide Medien fürchten nun weitere Verluste durch eine geplante neue Boulevardzeitung des polnischen Zweiges des Axel-Springer-Verlages. Besser sieht es bei dem Mitte-Rechts-Organ *Rzeczpospolita* aus, das in der Beliebtheitsstatistik Rang drei belegt und im ersten Quartal nur 0,7 Prozent seiner Auflage verlor, während es im zweiten Quartal sogar einen Zuwachs von 0,8 Prozent gab. Rote Zahlen schrieb demgegenüber das linke Frontblatt *Trybuna* mit einem Halbjahresminus von 20 Prozent.

VORRANG FÜR RUSSISCH

Minsk – Nachdem noch bis Juli alle Nachrichtensendungen im weißrussischen Staatsfernsehen in weißrussischer Sprache gesendet wurden, ist diese seither fast ausnahmslos durch das Russische ersetzt. Der Pressedienst der offiziellen Fernseh- und Rundfunkgesellschaft ließ verlauten, daß Russisch laut Verfassung die zweite Staatssprache sei und man nun feststellen wolle, welche der beiden Sprachen „die Zuschauer vorziehen“.

RISKANTES LEBEN

Kiew – Das ukrainische Ministerkabinett hat am 13. August Änderungen zum Gesetzentwurf über den rechtlichen Status des nach der Tschernobyl-Katastrophe atomar verseuchten Gebietes beschlossen. Vize-Katastrophenschutzminister Borysow gab bekannt, daß keine Menschen zur Aussiedlung aus der Strahlungszone mehr gezwungen werden sollen. Trotz entsprechender Bestimmungen leben gegenwärtig laut offiziellen Angaben aus Kiew nach wie vor etwa 1500 Familien auf dem Territorium, daß die Verwaltung künftig als „Gebiet mit erhöhtem Risiko für das Leben“ bezeichnet. Für die dort lebenden Menschen will die ukrainische Regierung nun die Infrastruktur – Straßen, Geschäfte und Arbeitsplätze – erneuern.

Rumänien:

AUFBAUHILFE

Deutsche entwickeln Bausparwesen

In Deutschland hat die Bausparbewegung bereits eine lange, 1885 begonnene Tradition; in Großbritannien wurde die weltweit erste Bausparkasse schon im Jahre 1775 gegründet. Demgegenüber ist das zinsichere Bausparen selbst in vielen anderen europäischen Staaten bis heute unbekannt.

Bis vor kurzem galt das auch für das an der Schwelle zwischen Mitteleuropa und dem Balkan liegende Rumänien. Doch dort bahnt sich seit Anfang August ein historischer Neubeginn an: Der rumänische Finanzminister Mihai Tanaescu und sein deutscher Amtskollege Hans Eichel unterzeichneten in Bukarest einen Vertrag zur Gründung der binationalen „Ersten Bausparkasse Romania SA“.

Diese stellt ein Gemeinschaftsprojekt der geschäftsführenden Landesbausparkasse Bayern sowie

der rumänischen Spar- und Depositionskasse dar, das 1999 in Gang kam und in dessen Rahmen das im vergangenen Jahr angenommene rumänische Bausparkassengesetz entwickelt wurde.

Die auf der Grundlage dieses Gesetzes nunmehr im Aufbau befindliche erste nationale Bausparkasse könnte eine außerordentlich wichtige Rolle beim Aufbau des in weiten Teilen heruntergewirtschafteten Landes spielen.

Nach Angaben der LBS Bayern leben zwar 90 Prozent der 2,7 Millionen Haushalte in ihren eigenen vier Wänden, doch viele wollten renovieren oder modernisieren, besäßen allerdings keine genügenden Geldmittel. Bausparverträge böten endlich eine Lösung, zumal die bestehenden rumänischen Banken normalerweise keine Privatkredite geben. (LvV)

Im nördlichen Buchenland (Bukowina) und in Bessarabien lebten bis zur Besetzung durch sowjetische Truppen im Juni 1940 über 95 000 bzw. gut 93 000 Deutsche.

Gemäß einem Abkommen zwischen Moskau und Berlin vom 5. September desselben Jahres wurden diese im Herbst zwangsweise ins Deutsche Reich und in den Warthegau umgesiedelt.

Gleichzeitig verließen nach einem sowjetisch-rumänischen Vertrag vom 22. Oktober 1940 und dann noch einmal vor dem Hintergrund der Kriegsentwicklung von 1944 Hunderttausende Rumänen ihren dortigen Lebensraum.

Die zwischenzeitlich durch den Vormarsch an der Seite Deutschlands ermöglichte Wiedereingliederung beider Regionen sowie des sogenannten Hertza-Gebietes blieb nur ein Zwischenspiel. Der 1947 in Paris unterzeichnete Friedensvertrag der Siegermächte mit Rumänien be-

Kriegsopfer:

LASTENAUSGLEICH

Gesetz für vertriebene Rumänen

siegelte für die Flüchtlinge den Verlust praktisch aller Besitztümer. Bis zum Zerfall der Sowjetunion Ende der 80er Jahre blieben das nördliche Buchenland und Bessarabien Teil der UdSSR; heute gehören sie zur Ukraine bzw. zur Republik Moldawien.

Bukarest verpflichtete sich, seine vertriebenen Bürger für deren verlorenes Hab und Gut zu entschädigen. Auf ein regelrechtes Lastenausgleichsgesetz mußten die Betroffenen allerdings bis dieses Jahr warten. Am 14. Juli wurde das Gesetz Nr. 290/2003 im rumänischen Staatsanzeiger veröffentlicht; einen Monat später trat es in Kraft.

Die vorgesehenen Entschädigungen und Kompensationen beziehen sich auf unbewegliche Güter (Grundstücke, Gebäude) und die

nicht eingebrachte Ernte von 1940. Grundstücke sollen nach Möglichkeit in natura entschädigt werden, jedoch unter Berücksichtigung von in bestehenden Bodenrückgabegesetzen festgelegten Höchstgrenzen. Für Gebäude und Ernteverluste ist grundsätzlich bloß ein finanzieller Ausgleich vorgesehen.

Nutznieser des neuen Gesetzes können die alten Eigentümer sein oder deren Erben bis zum vierten Verwandtschaftsgrad. Die Entschädigungsanträge sind bis zum 13. Mai 2004 an spezielle Kommissionen zu richten, die im Zusammenhang mit einem früheren Gesetz hinsichtlich der Gebietsverluste an Bulgarien (Süd-Dobrudscha) eingerichtet wurden. (MS)

THEATER UND EIN KLOSTER

Der Architekt Thomas August Feddersen und seine Bauten

Ostpreußen ist, wie viele Freunde und Kenner der modernen Architektur wissen, auch ein Land, das eine Reihe bedeutender Architekten hervorgebracht hat. Die Brüder Max und Bruno Taut aus Königsberg sind da zu nennen, Erich Mendelsohn aus Allenstein oder Paul Baumgarten aus Tilsit. Viele Architekten begannen ihre Laufbahn in Ostpreußen – Hanns Hopp, Hugo Häring, Hans Scharoun. Reinhard DONDER ist für uns auf Spurensuche nach Thomas August Feddersen gegangen.

Thomas August Feddersen wurde am 25. Juli 1881 in Schottburg, Landkreis Hadersleben, dem damaligen Nordschleswig, heute Dänemark, geboren. Sein Vater war kleiner Hofbesitzer und Landvermesser. Ihm wurden drei Söhne geboren, von denen August Feddersen der dritte war. 1912 zog der Vater nach Husum, kaufte die dortige Graupenmühle, eine echte Windmühle, die dann vom zweiten Sohn Johannes als Müller übernommen wurde.

August Feddersen lernte Maurer, und da er eine besondere Begabung zum Zeichnen besaß und sein Gesellenabschluß besonders gut war, erhielt er die Zulassung zur Ingenieurschule Eckernförde, die für niedrigere Semester eine Außenstelle in Neustadt in Holstein hatte. Er konnte aber nur im Wintersemester studieren, weil er im Sommer als Maurer seine Studiengebühren verdienen mußte.

Das Studium dauerte sechs Semester, und er schloß die Bauerschule mit dem Titel Bauingenieur ab. Aus den Jahren um 1890 sind noch viele Zeichnungen von seiner Hand erhalten. Später ging er in den Preußischen Staatshochbaurdienst und wurde Hilfsbauleiter an der Marineschule Mürwik bei Glücksburg. Wegen eines Disputs mit Vorgesetzten wurde er nach Pillau strafversetzt – nach Ostpreußen. Damals wurde eine solche Versetzung wie eine Auslandsstrafe angesehen. Diplom-Ingenieur ist August Feddersen nie gewesen.

Kurz vor Vollendung seines 30. Lebensjahres war er in Pillau mit der Erhaltung der Hafenanlagen im Auftrag des preußischen Staatshochbauamtes betraut, eine Aufgabe, die ihm jedoch nicht sehr gefiel.

Zwei Jahre später machte er sich dann als freier Architekt selbstständig in Osterode, quittierte den Dienst und ging nach Südostpreußen. Der Grund hierfür war, so wird in der Familie erzählt, die Bekanntschaft mit Gertrud Kühne aus Deutsch Eylau, Tochter des Färbereibesitzers Friedrich Kühne, die er am 11. November 1914 in Allenstein heiratete. Eine Lie-



Thomas August Feddersen: Von Nordschleswig nach Ostpreußen

besheirat, die bis zum Ende des Lebens glücklich war.

August Feddersen wurde 1914 als Soldat eingezogen und ist nach 1915 als Unteroffizier nach der Schlacht gegen die Russen an den masurischen Seen als Zivilist ausgemustert worden, um mitzuhelfen, die durch den russischen Überfall zerstörten Städte und Dörfer wieder aufzubauen. August Feddersen wurde in Neidenburg, Ortelsburg und Sensburg verantwortlich für den Wiederaufbau mehrerer durch den Krieg zerstörter Straßenzüge. Wenn er später mit seinen Kindern im Adler Triumph durch die Gegend fuhr, hieß es immer: „Diese Straße habe ich gebaut.“

Das schnell aufblühende Büro in Allenstein befand sich am Moltkeplatz 3, erstes OG, links in drei Zimmern. Der Rest der Räume war Wohnung. Hier wurden zwei Söhne, Klaus und Jochen, geboren. 1922/23 baute August Feddersen dann ein großes Einfamilienhaus direkt daneben, Moltkestraße 4, mit einem Büro in Souterrain und großen Gesellschaftsräumen im Hochparterre. Trotzdem ging es sparsam zu. Der Vater schnitt noch allen Kindern aus Sparsamkeit eigenhändig die Haare. Für dieses Haus wurde dann im Februar 1945 die letzte Darlehensrate fällig, so daß das Haus

nach 22 Jahren schuldenfrei den Polen übertragen wurde.

Der Aufstieg zum führenden Architekten in Südostpreußen begann mit dem Tannenberger Hof in Merane. Hieraus entwickelten sich dann immer weitere Hotels im Rahmen eines sich verstärkenden Fremdenverkehrs, beispielsweise in Krutinnen und Neidenburg.

Ein namentlich zu erwähnender wichtiger Bauherr war Paul Rogitzky, Schriftsteller und Redakteur, für den er nach und nach etwa 50 Einfamilienhäuser plante und baute. Durch Rogitzky wiederum entstanden Kontakte zum ostpreußischen Adel wie von Finckenstein und von Kumerow, die August Feddersen Aufträge zum Umbau ihrer Herrenhäuser und landwirtschaftlichen Anwesen erteilten. Aus dem Auftrag für ein Theater in Osterode (ca. 1920) entwickelten sich dann etwa fünf weitere Theater und Lichtspielhäuser.

Seine zwei größten Werke aber sind ohne Zweifel der „Treudank“ in Allenstein und das Franziskanerkloster. Der „Treudank“, der Theaterbau Allensteins, war ein Geschenk des Deutschen Reiches nach der Abstimmung 1921. Es ist heute noch gut erhalten, seine Planung und Fertigstellung sind in einem 1929 erschienenen Buch dokumentiert, Titel: „Werke des August Feddersen“.

Ähnlich verhält es sich mit dem Franziskanerkloster, für das der evangelische Architekt eine vom Papst unterzeichnete Freischreibung brauchte, um für die katholische Kirche tätig werden zu dürfen. August Feddersen unternahm hierfür eine kulturelle Pilgerfahrt nach Rom, die er tagebuchartig festhielt und in der seine Begeisterung über die Kulturschätze des alten Rom deutlich wird.

Neben dem üblichen starken gesellschaftlichen Engagement, das besonders von seiner Frau Gertrud vorangetrieben und gepflegt wurde, brachte August Feddersen einen guten Teil seiner freien Zeit in ein freimaurerisches Engagement ein. Zur Teilnahme an Logen fuhr er mehrmals im Jahr nach Königsberg und zweimal im Jahr nach Berlin, wodurch sicher auch seine Kenntnisse der jeweils neuesten Entwicklungen auf dem Gebiet der Architektur gefördert wurden. Er war durch dieses Engagement trotz einer eher nationalkonservativen Einstellung allen sozialen Fragen gegenüber offen und eher liberal.

Als einem Freimaurer von hohen Graden wurden ihm nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten und dem anschließenden Verbot der Logen nahezu alle öffentlichen Aufträge entzogen. Sein Glück lag in der breiten Streuung seiner Bauaufgaben und ausreichend Ersatz durch private Bauherren, die ihn weiter hoch schätzten, aber er sah sich auch gezwungen einen Partner aufzunehmen, der politisch mehr akzeptiert wurde. Bis zum Kriegsen-



Theater Treudank in Allenstein: Ein Geschenk des Deutschen Reichs an Ostpreußen nach der Abstimmung 1921
Foto: Archiv Donder

de hieß das Büro dann Feddersen und Petersen. Der 1903 gegründete ElitEVERBAND der freiberuflich tätigen Architekten BDA nahm August Feddersen bereits am 5. Juli 1919 auf. Diese Mitgliedschaft erlosch erst mit seinem Tod.

Dieses Leben eines Architekten und seiner Familie endete im Januar 1945 wie für so viele andere Menschen mit der Flucht. Übrig blieb bis heute nicht mehr als ein Heft mit Angaben des zurückgelassenen Inventars und einer Vermögensschätzung. Die Familie kam bis Stolp in Vorpommern und gelangte dort mit Unterstützung des dortigen Landrates auf einen Minensucher, der alle wohlbehalten bis Flensburg brachte. In Mürwik schloß sich dann ein Lebenskreis, der dann in Husum endete. August Feddersen

verlor auch in diesen Zeiten nie den Mut, aber er fand als Architekt auch nicht wieder auf die Beine. Eine Krebserkrankung machte seinem Leben am 15. November 1947 in Husum ein Ende. Der gemeinsame Grabstein von August und Gertrud Feddersen befindet sich heute am Familiengrab Feddersen-Sörensen auf dem Ostfriedhof in Husum.

Sein Sohn Hans-Jochen Feddersen wurde freier Architekt wie sein Vater und begann 1949 ebenso ganz von vorne, wie August Feddersen 1912 in Allenstein/Ostpreußen. Inzwischen ist die Enkelgeneration ebenfalls als Architekt aktiv in Berlin, fast in der geographischen Mitte zwischen der Herkunft und dem größten Wirken dieser großen Architektenfamilie. ■

VERLUST DER UNSCHULD

»Fundbüro«: Ein neuer Roman von Siegfried Lenz

Literatur wird von dem einzelnen Leseschaffen und wendet sich an den einzelnen, und solange es Leser gibt, werden sie bestätigen, daß ein Buch umso mehr preisgibt, als man bereit ist zu investieren – an Gefühlen, an Gedanken, in konzentrierter Zurückgezogenheit ...“, schreibt Siegfried Lenz in seinem Essay „Mutmaßungen über die Zukunft der Literatur“, das jetzt mit zwei anderen („Aus der Nähe – Über amerikanische Literatur“ und „Das Kunstwerk als Regierungserklärung – Etwas über Macht und Phantasie“) in einem Band bei dtv erschienen ist: **Mutmaßungen über die Literatur** – Drei Essays (80 Seiten, brosch., 7 Euro). Leser erfahren gleichermaßen die Freude des Daseins, aber auch das Unglück der Welt. Diese zwiespältigen Erfahrungen macht man auch, wenn man zu dem neuen Roman von Siegfried Lenz greift, der jetzt bei Hoffmann und Campe unter dem Titel **Fundbüro** erschienen ist (336 Seiten, Leinen mit farbigem Schutzumschlag, 21,90 Euro). Lenz erzählt darin mit bewährter Meisterschaft die Geschichte des jungen, fröhlichen Henry Neff, der im Fundbüro der Deutschen Bahn arbeitet und tagtäglich den großen und kleinen Verlierern begegnet.

Gemeinsam mit seinen Kollegen, der attraktiven Paula, dem alternden Albert Bussmann und dem Chef Hannes Harms, spürt er den Besitzern verlorener Gegenstände nach. Bei dieser Gelegenheit begegnet er dem baschkirischen Mathematiker und Flötenspieler Fedor Lagutin. Beide verbindet eine Seelenverwandtschaft, und als Lagutin von gewaltbereiten Motorradfahrern angegriffen wird, verliert auch Henry Neff, der meint, alles sei ersetzbar – warum also weinen um einen Verlust? –, seine Unschuld und zuletzt sogar seinen neuen Freund. Als die Motorradbande es immer schlimmer treibt, greift der sonst gegen jede Gewalt eingestellte Henry zur



Siegfried Lenz: Neuer Roman beeindruckt
Foto: Hoffmann und Campe

Gegenwehr, eine bei Lenz nicht unbedingt zu erwartende Reaktion. In einem *Spiegel*-Interview bekannte er allerdings: „Wenn die Rede nicht hilft, bleibt am Ende nur die Aktion, davon bin ich inzwischen überzeugt: die Gegenwehr.“

„Fundbüro“ ist ein Roman um den Verlust der Unschuld und um die Gefahr, etwas sehr Wertvolles zu verlieren: die Menschlichkeit. Ein Roman aber auch voll kleiner Geschichten, die man gern weiterspinnen möchte. Nicht zuletzt das weist den Ostpreußen als einen der großen Erzähler unserer Zeit aus. Er vermeidet es, seine Leser zu bevorzugen – „er soll selbst noch etwas in den Figuren entdecken“, so Lenz.

„Das Glück des Wiederfindens“ war es auch, das den Schriftsteller, der sich eingehend in einem Fundbüro umgesehen hat, bewegte. Verlieren und Finden, zwei zentrale Themen, die letztlich auch durch das persönliche Erleben des Ostpreußen während Flucht und Vertreibung aus der Heimat geprägt wurden. **Silke Osman**



Alenstein, Moltkestraße: Wohn- und Schaffungsort des Architekten Thomas August Feddersen
Fotos (2): privat

DER FALL GRAMBOWSKI

Von Hannelore PATZELT-HENNIG

Die Sonne strahlte hell vom wolkenlosen Oktoberhimmel. Es war ein wirklich schöner Tag, an dem der Ewald Grambowski sich entschloß, in die Kreisstadt zu fahren. Nachdem er dort angekommen war und Pferd und Wagen abgestellt hatte, ging er durch die Straßen und studierte die Schilder der Anwälte.

NOCH NIE HATTE DER BAUER EINEN RECHTSBEISTAND GEBRAUCHT

Vieles kannte er in dieser Stadt, die für alles Wichtige und Größere maßgebend war, seit er denken konnte, aber einen Rechtsbeistand hatte er in seinem fast sechzigjährigen Leben noch nie gebraucht.

Er kam ohne Empfehlung und suchte aufs Geratewohl. Dabei griff er immer wieder an die Stelle seiner dicken Lodenjoppe, an der sich die Brieftasche mit der Anklageschrift befand. Zum x-ten Male versicherte er sich dessen, daß sie noch da war.

An mehreren Schildern von Rechtsanwälten war er nun schon vorbeigekommen, doch keines hatte ihn bisher dazu bewegt, einen Schritt über die jeweilige Schwelle zu tun. Dann entdeckte er an einem Haus mit gepflegtem, frisch geharktem kleinen Vorgarten das Schild eines Anwalts, der denselben Namen trug wie er, der auch Grambowski hieß.

Davor blieb er leicht verwundert stehen. Von der Namensgleichheit angetan, ging er bald darauf zu die-

sem Rechtsanwalt hinein. Ein blauäugiges Fräulein nahm sich in dem Büro, in das er gelangt war, seiner freundlich an und fragte nach seinem Anliegen. Gleich wurden von dieser kurzberockten Bürokräft einige Notizen gemacht und dann ein Termin vereinbart, zu dem er, der Ewald Grambowski, den Herrn Rechtsanwalt Grambowski würde sprechen können. Dann konnte er wieder gehen. Doch er verließ dieses Anwaltsbüro irgendwie beruhigt. Er wählte sich – rein gefühlsmäßig – hier in guten Händen.

Diese Überzeugung brauchte er auch nicht zu ändern, als er eine Woche später mit dem Rechtsanwalt selbst sprach. Der war zwar noch ein recht junger Mann, aber er verstand es, bei Ewald Grambowski Vertrauen zu erwecken. In ehrlichem Zutrauen schilderte dieser dem Rechtsanwalt den Vorfall, dessen Auswirkungen ihn bis hierher geführt hatten. Der Ewald Grambowski war in seinen Ausführungen genauestens auf Wahrheit bedacht, so als stünde er schon vor Gericht. Doch obwohl dem Rechtsanwalt das auffiel, mußte er doch nach Zeugen fragen. Der Ewald Grambowski horchte auf, begriff aber sogleich, daß nicht seine Worte angezweifelt wurden, sondern es von der Sache her notwendig war. Er überlegte und sagte dann: „Da war sonst keiner, man bloß meine Tochter!“

Herta Grambowski war zwar Lehrerin und im Schuldienst tätig; sie hatte kaum noch etwas mit der Arbeit auf dem elterlichen Hof zu tun, aber an jenem Nachmittag hatte sie bei der Ernte geholfen und auf dem Fuder gesessen, in das dem Grambowski beim Linksabbiegen jener



Johann Arthur Nikutowski: Markt in einer ostpreussischen Stadt. Dieses lebendige Treiben ist auf einem der Blätter in dem neuen Kalender „Ostpreußen und seine Maler“ für das Jahr 2004 zu sehen. Der 1830 in Salvarschienen bei Königsberg geborene und 1888 in Düsseldorf verstorbene Künstler ist vor allem als Genre- und Schlachtenmaler bekannt geworden; sein Gemälde „Rückkehr über die Beresina“ gelangte in die Karlsruher Kunsthalle. Der Ostpreuße lehrte Perspektive an der Kunstakademie Düsseldorf. Neben Nikutowski sind auch Maler wie Erich Gindler, Norbert Dolezich, Fritz Burmann, Carl Knauf oder Lieselotte Plangger-Popp mit Arbeiten in dem Kalender vertreten. Noch bis zum 30. September kann er zum Vorzugspreis von 18 Euro inklusive Versandkosten (später 20,50 Euro) direkt beim Schwarze Kunstverlag, Richard-Strauss-Allee 35, 42289 Wuppertal, Telefon 02 02 / 62 20 05 / 06, Fax: 02 02 / 63 631 bestellt werden.

besoffene Kerl mit dem Lastauto hineingeprescht war.

Der Rechtsanwalt hielt es für notwendig, auch die Aussage der Tochter zu Protokoll zu nehmen. So machten den dritten Besuch in jener Kanzlei Vater und Tochter Grambowski gemeinsam. Nach den übereinstimmenden Aussagen der beiden und den inzwischen vorliegenden Akten meinte der Anwalt dann, daß man die Sache hinkriegen müßte, was Vater und Tochter gleichermaßen erleichtert aufatmen ließ. Sie zweifelten, nachdem sie die Kanzlei verlassen hatten, auch beide nicht daran, den richtigen Anwalt gewählt zu haben. Der Ewald Grambowski war auf dem Heimweg

schon richtig froh. Die auf ihn ausgerichtete Anklage – diese grenzenlose Ungerechtigkeit – hatte an ihm unentwegt genagt; denn er hatte sehr wohl den Arm zur Seite ausgestreckt gehabt, bevor er links eingebogen war. Mit der Peitsche sogar. Beim Rumpfahnen hatte er dann allerdings wieder beide Hände an der Leine gehabt. Das stimmte schon. Trotzdem fühlte er sich völlig unschuldig, zumal er nüchtern, der Lastwagenfahrer aber stockbetrunken gewesen war.

Dann kam endlich der Tag der Verhandlung, und das Gericht sprach den Ewald Grambowski auch von der Anklage frei. Aber das war nicht so selbstverständlich gewesen,

wie er geglaubt hatte. Im Laufe der Verhandlung hatte er das begreifen müssen; denn dieser glatte Freispruch war nur der Tüchtigkeit des jungen Rechtsanwaltes zu verdanken, der sich in der Angelegenheit unvergleichlich bemüht hatte. Er hatte alle Einzelheiten ermittelt – bis hin zu der Anzahl Schnäpse, die der Lastwagenfahrer in dem an seiner Strecke gelegenen Krug getrunken hatte. Doch der Grund für diesen aufwendigen Einsatz hatte nicht ausschließlich darin gelegen, dem Ewald Grambowski Kosten zu ersparen oder sein verletztes Ehrgefühl wieder aufzurichten, und er war auch nicht mit preussischer Gründlichkeit zu erklären. Der wahre Grund für den außergewöhnlichen Einsatz in dieser doch etwas verkorksten Geschichte, bei der Aussage gegen Aussage gestanden hatte, lag ganz woanders. Das aber wurde dem Ewald Grambowski erst einige Zeit später klar.

An jenem Tag nämlich, als der Rechtsanwalt Grambowski erschien und um Herta Grambowskis Hand anhielt. Der Vater war überrascht, denn die Tochter hatte nie etwas von den Dingen, die sich da entwickelt hatten, ins Gespräch gebracht. Aber er hatte nichts dagegen einzuwen-

WENN DER ROGGEN HOCH STAND IM HALM ...

Von Gerhard HAHN

Hochsommer, die Zeit war da! Der Roggen stand hoch im Halm. Wir Kinder konnten uns darin verstecken. Das hätten wir wohl einmal ganz gern getan, wenn da die Angst vor der Roggenmuhme nicht gewesen wäre, die im Kornfeld hauste und auf ungezogene Kinder wartete, die im Getreide herumtrampelten, um sie dann verschwinden zu lassen. Aber die Wertschätzung des täglichen Brotes wurde uns Kindern schon früh ans Herz gelegt.

Die wohl wichtigste Zeit des Jahres im ländlichen Leben begann: die Erntezeit, im ostpreussischen Oberland „Kornaust“ genannt. So manches Stoßgebet gen Himmel bat um „Gut Wetter“. Die Sonne brannte, die Luft war erfüllt vom Geruch des reifen Korns. Fuder um Fuder, hochbeladen, fuhren die Dorfstraße herab, um das Erntegut schnell unter Dach und Fach zu bringen. Sommergewitter drohten! Auf der Straße lag von den Leiterwagen gefallenes Stroh, aber trotz der vielen Arbeit wurde am Sonnabend spät noch die Straße gefegt. Am Sonntag hatte es sauber zu sein – preussische Gründlichkeit!

In früherer Kinderzeit sahen wir noch die Schnitter auf den Feldern „Schwad für Schwad“ das Getreide mit ihren Sensen mähen – gefolgt von Frauen, die die Garben banden, um sie zu Hocken aufzustellen. Arbeit, die ihnen alles abverlangte. Mühsam wurde das Getreide auf der Tenne der Scheune mit dem Dreschflügel von Hand gedroschen. „Im Schweiß deines Angesichts

sollst du dein Brot essen.“ Aber bald begann der Siegeszug der Technik auch auf dem Lande. Die erste Mähmaschine, gezogen von Pferden, ersetzte die Sense, die Garben jedoch mußten noch gebunden werden. Das Dreschen wurde jetzt durch die erste kleine Dreschmaschine übernommen, die von einem „Roßwerk“ (Göpel) durch ein im Kreis laufendes Pferd über ein Antriebsgestänge betrieben wurde.

Einige Zeit darauf folgte der Bindemäher, dem oftmals in der Kriegszeit das Bindegarn knapp wurde.



Gerhard Hahn: Erntezeit im Oberland (Öl, 2003)

Nun war aber auch endlich der „Dreschkasten“ (-Maschine) vorhanden, der das Stroh, Getreidekörner und Spreu sauber voneinander trennte. Als Antrieb fungierte zunächst der „Benolmotor“, ein stinkendes und lärmendes Vehikel, das aber besonders bei den Jungen besondere Aufmerksamkeit erregte, zumal der lange Treibriemen dazu oftmals in eigenartigen Schlangenlinien durch die Luft sauste, aber nicht absprang. Durch die sich langsam entwickelnde Elektrifizierung auf dem Lande setzte sich dann der Elektromotor durch. Alles in allem

ergab sich dadurch auch eine erhebliche Einsparung von Arbeitskräften, was sich im Kriege vorteilhaft auswirkte.

Die Bevölkerung in den Dörfern Südostpreußens wie auch sonst in der Provinz bestand einerseits aus Bauern mit kleineren bis großen Höfen und zum anderen aus Handwerkerfamilien. Diese besaßen für ihren eigenen Bedarf oftmals ein Stück Land unterschiedlicher Größe, so nannten sie oft auch eine Kuh, ein bis drei Schweine und beliebiges Geflügel ihr eigen. In den wenigsten Fällen jedoch besaßen sie ein Pferd und konnten deshalb ihre Felder nicht selbst bestellen. Daraus ergab sich in den Dörfern eine Art „beispielhafter Solidarität“ zum Nutzen aller. Vor allem in Erntezeiten halfen die Handwerker und überwiegend deren Frauen den Bauern. Umgekehrt erledigten diese mir ihren Pferden die Bestellung der „Handwerker-Felder“ und andere Fuhrarbeiten. Eine andere Möglichkeit zur Bewältigung der anstehenden und notwendigen Arbeit gab es damals nicht, die gewerblichen Strukturen wären sonst zusammengebrochen, oder hätten erst gar nicht entstehen können. Es gab im Vergleich mit heutigen Möglichkeiten des volltechnisierten Bauernhofes keine Alternative. Eine weitere, heute kaum vorstellbare Besonderheit: Es war kein Geld im Spiel – allein die gegenseitige Hilfe zählte. Eine Aufrechnung von Arbeitsstunden war nicht üblich! Wäre ähnliches wohl heutzutage denkbar? ■

EINE UNGEWÖHNLICHE FÜGUNG IM LEBEN DER GRAMBOWSKIS

den. Der junge Anwalt gefiel ihm auch als Heiratskandidat durchaus. Und die Herta war schon immer etwas städtisch gewesen. Da paßte das. Na, und ganz bemerkenswert war schließlich auch, daß sie nicht einmal ihren Namen zu ändern brauchte. Das konnte man wahrhaftig als eine ungewöhnliche Fügung ansehen.

Ja, und ein gutes Jahr später, wieder an einem sonnigen Herbsttag, stand der Ewald Grambowski in der alten Dorfkirche, in der seine Tochter wie auch er und sein Vater getauft, eingesegnet und getraut worden war, und hielt zwei im Erntemonat August geborene Enkel-söhne über das Taufbecken. Das Herz ging ihm dabei auf voll Stolz und Freude über diese zwei von beiden Seiten her echten Grambowski.

Er hatte damals, so sah er es auch an diesem Tag, den für seine Angelegenheit absolut richtigen Rechtsanwalt gewählt. ■

REZEPTE
DER WOCHEBRATWURST
IN BIERSAUCE

Man nehme: 4 Kalbsbratwürste von je etwa 125 g, 1/4 l Wasser, 1/8 l dunkles Bier, Salz, 1 Petersilienwurzel, 1 Stück Sellerie, 1 Zwiebel, 1 kleines Lorbeerblatt, 3-4 Nelken, 3 Pfefferkörner, 50 g Pfefferkuchen, 1 gehäuften TL Stärkemehl, Zitronensaft, Zucker, 1 TL Butter oder Schmalz

Zubereitung: Die Bratwurst mit kochendem Wasser übergießen, damit sie nicht platzt, und fünf Minuten ziehen lassen. Das Wasser mit dem Bier, Salz, Petersilienwurzel, Sellerie, Zwiebel, Lorbeerblatt, Nelken und Pfeffer durchkochen, die Wurst zugeben und noch 1/4 Stunde weiterkochen. Herausnehmen, die Brühe durch ein Sieb geben und nochmals zum Sieden bringen. Währenddessen den zerbröckelten Pfefferkuchen in etwas warmem Wasser auflösen und unter ständigem Rühren langsam zur Brühe geben. Die Brühe mit dem glattehrührten Stärkemehl binden und mit Zitronensaft, Zucker und Salz abschmecken. Die Wurst wieder hinein geben und alles 10 bis 15 Minuten bei kleiner Hitze schmoren. Dazu reicht man Kartoffelbrei.

BRATWURST
MIT SCHMANDSAUCE

Man nehme: 4 Kalbsbratwürste von je 125 g, Mehl, 1 EL Butter, etwas Speiseöl, 1/8 l saure Sahne, Salz, Zucker, Pfeffer

Zubereitung: Die Würste mit kochendem Wasser überbrühen, abtrocknen, in Mehl rollen und bei sehr kleiner Hitze in siedender Butter oder in Speiseöl auf beiden Seiten anbraten. Aus der Pfanne nehmen, etwas Mehl im Bratensatz bräunen und mit der sauren Sahne und etwas Wasser auffüllen. Mit Salz, Zucker und Pfeffer abschmecken. Dazu reicht man Salzkartoffeln und in Butter geschwenkte Karotten mit viel Petersilie, vielleicht auch Blumen- oder Rosenkohl.

(SEHN)SUCHT NACH DER IDEALEN FIGUR

Gefährliche Diäten und operative Eingriffe als Folgen einer »fixen Idee«

Fast die Hälfte aller Deutschen findet sich zu dick, las man kürzlich in der Tagespresse. Nun ja, schaut man sich im Sommer, wenn die Hüllen fallen, ein wenig um, kann man diese Gedanken durchaus nachempfinden. Doch viele »Fette« haben nicht die Ausdauer für eine ausgewogene und überlegte Diät, sie wollen: runter mit dem Speck, und das schnell. Den sogenannten Jo-Jo-Effekt bei Diäten (schnell abgenommen heißt noch schneller wieder auf den Hüften) haben sie bereits immer und immer wieder durchgemacht, nun entschließen sie sich zur Radikalkur. Fettabsaugen ist angesagt. Das jedoch ist nicht nur sündhaft teuer, hinterläßt oft scheußliche Narben, sondern ist auch noch lebensgefährlich. Die amerikanische Gesellschaft für Hautchirurgie be-

richtete, bei 130 von 30.000 Fettabsaugungen kommt es zu Todesfällen, weil dabei innere Organe verletzt wurden. Das geschah allerdings ausschließlich bei Operationen unter Vollnarkose.

Lieber dick und lebendig als dünn und tot, dieser Spruch hört sich zwar ziemlich sarkastisch an, doch zeigen die wissenschaftlichen Erkenntnisse, wie gefährlich die (Sehn)Sucht nach der idealen Figur sein kann. Ein kanadischer Forscher fand jetzt heraus, daß dicke Menschen ihre Intelligenz geringer einschätzen als dünne, sie litten häufiger unter Schmerzen und fühlten sich weniger fit. Daß vernünftiges Abnehmen keineswegs mit grenzenlosem Leiden verbunden ist, das zeigen die Weight Watchers seit vie-

len Jahren. Mit ihrem Magazin, das seit September 2001 erscheint und ab Januar 2004 sechsmal jährlich herauskommen soll, sprechen sie auch diejenigen an, die kein Treffen besuchen und das Programm der »Gewichtsbeobachter« gar nicht kennen. Die Herbstausgabe ist seit Ende Juli im Handel und kostet 3,20 Euro. Mit vielen interessanten Tipps zum gesunden Abnehmen, zum Halten des Gewichts, mit leckeren Rezepten, schicker Mode, Kosmetiktips und Nachrichten zum Thema Gesundheit oder Reisen spricht das neue Heft alle an, die gesund und fit leben wollen. So »ganz nebenbei« geht's dann auch um die schlanke Linie, die für jeden individuell ausfällt und sich keinem Diktat anpaßt. Immer geht's um das eigene Wohlbefinden; und das ist gut so. **SIS**

Die Currywurst hat, wie so vieles Erfolgreiche, mehrere Väter, besser Mütter. So soll Lena Brücker 1947 in Hamburg durch einen Zufall diese Rezeptur erfunden haben: In der einen Hand Curry, in der anderen Ketchup sei sie die Treppe hinuntergestürzt, und wie durch Zauberhand sei die Mischung entstanden, die sie fortan auf dem Hamburger Großneumarkt verkaufte. So jedenfalls beschreibt es der Schriftsteller Uwe Timm in seinem Roman »Die Entdeckung der Currywurst«.

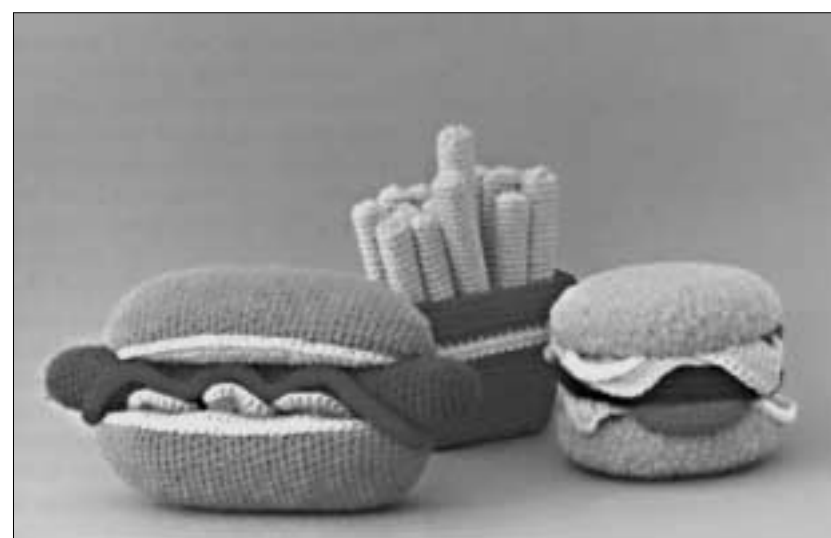
Ob nun Hamburg oder Berlin die Geburtsstätte der Currywurst ist, sei dahingestellt. Unzweifelhaft aber hat sie sich bis heute gegen italienische Pizza, türkischen Döner-Kebab, asiatische Gemüsepfanne, arabische Falafel oder japanisches Sushi behaupten können. Auf Umwegen ist sie nun sogar ins Museum gelangt. Im Euro-

pajahr 2003 ist im Freilichtmuseum Domäne Dahlem in Berlin noch bis zum 15. Dezember die große Sonderausstellung »Imbißbuden - Essen ohne Grenzen« zu sehen. Im Obergeschoß des Gutshauses wird auf etwa 250 Quadratmetern Ausstellungsfläche mit Fotos, Videos, Malerei, Toninstallationen, Lichteffekten dieser weit verbreiteten Institution ein museales Denkmal gesetzt.

Das Freilichtmuseum, das sich in den letzten Jahren zu einem einzigartigen Ernährungsmuseum gemauert hat, geht sogar noch weiter: Erstmals wird dem Besucher auch ein Geruchserlebnis der besonderen Art geboten, ermöglicht durch professionelle Geruchsdesigner (kein Scherz!) der Hochschule »Burg Giebichenstein« in Halle. Videosequenzen zeigen darüber hinaus das Verhalten der Kunden wie auch das oft handwerkliche Geschick, das Imbißbudenbetreiber aufbringen müssen, um ihre Kundschaft zufriedenzustellen. Mit ihren humorvoll-farbigen »Kunstwerken« geht Patricia Waller an das Thema heran. Ihre allesamt gehäkelten Pommes, Hamburger und Hot dogs rufen bei so manchem Betrachter ein Schmunzeln - und vielleicht auch Appetit auf das Original hervor. Mit großformatigen Ölbildern hielt der Belgier Gilles Houven Friture-Buden seiner Heimat fest, schließlich gilt Belgien als Mutterland des Pommes frites. - Ob nun Currywurst, Hamburger oder Pommes - Gesundheitsapostel mögen verzeihen -, sie schmecken immer wieder einmal köstlich. Warum sollten sie nicht auch einmal Museumsluft schnuppern? **Silke Osman**



Pestarzt aus dem Mittelalter: Eine Larve gegen giftige Ausdünstungen



Appetitlich gehäkelt: Patricia Waller schuf Hamburger, Pommes frites und Hot dog aus Wolle, Styropor, Holz und Watte

Foto: Museum

GEFÄHRLICHE DÜNSTE

Robert JUNG über mittelalterliche »Erkenntnisse«

Recht seltsam muten die Methoden an, mit denen früher mehr oder minder gelehrte Menschen den Problemen der Umweltverschmutzung und Entsorgung ihr Augenmerk zuwandten. Im Mittelalter war man felsenfest davon überzeugt, daß schwere Krankheiten aller Art nur durch vergiftete Luft entstünden, womit man nicht ganz unrecht hatte. Es gab dafür die interessantesten Erklärungen, zu denen man vor allem verschiedene »Ausdünstungen der Gestirne« zählte.

Es war nicht nur der »Rote Mars« allein, dem man nachsagte, von ihm gingen gefährliche Dünste aus, eben eine tödliche Mischung der Luft. Viel schlimmer erschienen in späterer Zeit den Menschen Erdbeben, die, wie man glaubte, die Luft und Umwelt verdürben. Zu ihnen zählte das wohl schwerste Erdbeben jener Tage im östlichen Mittelmeerraum, mit einer geschätzten Zahl von mehr als einer Million Toten.

Zu den schrecklichsten Pestzeiten, besonders während und nach dem 30jährigen Krieg, waren alle Bürger des Landes angehalten, miteinander nur »mit abgewendetem Gesicht« zu sprechen, damit sie sich durch ihren giftigen Atem nicht untereinander ansteckten. Man glaubte sogar bis ins 18. Jahrhundert hinein, daß bei jeder Sonnenfinsternis »Gift und schädliche Ausdünstungen« für Mensch und Vieh entstünden. Es war geboten, alle Brunnen in den Städten und Dörfern abzudecken, damit in sie keine »gifte Träne« falle. Während der Verfinsternis war angeordnet, mehrere Tage lang kein Vieh auf die Weide zu treiben, da der Tau auf den Wiesen ebenfalls als vergiftet angesehen wurde.

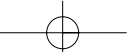
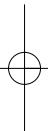
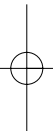
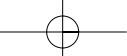
Ein Rekordjahr mit der höchsten Sonnenflecken-Relativzahl war das Jahr 1778, der Sonnenfleck war auf eine Extremlänge von 300.000 Kilometer und eine Breite von 146.000 Kilometer errechnet. Über lange Jahrhunderte war darüber hinaus der »Große Rote Jupiterfleck«, einer der markantesten Punkte des Sonnensy-

stems, ein unergründliches Geheimnis. Man sagt ihm bis heute nach, »er rolle wie ein entzündetes Auge« im Kosmos dahin. Diesen roten Fleck sahen und beobachteten bereits Astronomen des Mittelalters. Man dachte bei seinem Anblick an einen riesigen ovalen See aus geschmolzener Lava, einem Vulkan entströmend. Andere Wissenschaftler stellten später die Theorie auf, es handle sich bei dem »roten Jupiter-Fleck« um die Spitze einer Gassäule, vermutlich aus einem Krater aufsteigend. Es gab nicht wenige Wissenschaftler, die meinten, es sei ein neuer Mond.

Was Wunder, daß besonders die Menschen im Mittelalter von all diesen ihnen nicht erklärten Phänomenen beunruhigt waren. Zu ihnen gehörte ebenso der berühmte Halley'sche Komet oder »Strobelstern«, einst so genannt und alle 78 Jahre wiederkehrend und der Erde sich nähernd. Selbst ihm sagte man »böse Dämpfe und giftige Ausdünstungen« nach, sie alle, diese »Strobelsterne«, seien nichts anderes als die Zuchtruten Gottes, die er am Himmel erscheinen lasse, um den Menschen, den sündigen, Strafe anzukündigen.

In den Jahren von 1347 bis 1351 raffte »der schwarze Tod« (Lungenpest) ein Viertel der Bevölkerung Europas dahin. Alles Räucher- und Zauberwerk dagegen erwies sich als nutzlos. Dabei war der Pestarzt angehalten, ein besonderes Gewand von Wachstuch zu tragen, und eine Larve vor dem Gesicht sowie große Brillen, giftige Dünste vor seinem Patienten abzuwehren. Wozu auch eine Maske gehörte, ein langer Schnabel lief darunter von Horn, gefüllt mit Räucherwerk und anderen Mitteln von Pflanzen. Weisungen an den Patienten gab der Arzt nur mit einem weißen Stab.

Über lange Jahrhunderte danach verbesserte man besonders auf dem Lande verdorbene Luft in Haus und Stall mit kräftigen Räuchermitteln, anstatt die Fenster zu Wohnungen und Stallungen zu öffnen. Mit jenen damals sogenannten »himmlischen Gasangriffen« war die Menschheit über Jahrhunderte in Angst und Schrecken gehalten. Der Großteil der Menschheit unserer Zeit hat eher Grund zu Befürchtungen hinsichtlich Luftverschmutzung und Entsorgung atomaren Mülls: Mehr noch - es besteht die allergrößte Sorge, den natürlichen Lebensraum auf der Erde zu verlieren. **■**



AUF DEM MÜLL GELANDET

Ein Teil der Prussia-Sammlung wurde schließlich nach Berlin gerettet / Von Michael MALLIARIS

Schon 1811 wurde in Königsberg eine „Sammlung vaterländischer Altertümer beim königlichen Staatsarchiv“ eingerichtet. Damit war die erste archäologische Sammlung Ostpreußens im Besitz der öffentlichen Hand gegründet worden. Im Jahre 1844 wurde auf Betreiben des Kunsthistorikers und Professors der Königsberger Albertus-Universität August von Hagen die Prussia-Alturmuseumsgesellschaft gegründet. Der von kunst- und geschichtsbewußten Bürgern getragene Verein verfolgte das Ziel der „Aufsuchung und Erhaltung der preußischen Altertümer und Kunstwerke jeder Art“. Daraus erwuchs eine zunächst private, ständig wachsende archäologische Sammlung mit dazugehörigem Fundarchiv. Die Ergebnisse der umfangreichen Ausgrabungs- und Sammlungstätigkeit wurden ab 1878 in einem selbständigen Organ – den Sitzungsberichten – veröffentlicht.

Schwerpunkte der archäologischen Sammlung waren die Funde der Bronzezeit (2. bis 1. Jahrtausend v. Chr.), der kaiserzeitlichen Gräberfelder (1. bis 4. Jahrhundert n. Chr.) sowie völkerwanderungszeitliche und mittelalterliche Funde (6. Jahrhundert bis 15. Jahrhundert n. Chr.). Auch jungsteinzeitliche Objekte wie etwa Bernstein Schmuck fehlten nicht (4. bis 3. Jahrtausend v. Chr.). Neben der archäologischen Sammlung beherbergte das im Königsberger Schloß untergebrachte Museum außerdem eine heimatkundliche und völkerkundliche Abteilung sowie eine Waffensammlung.

In den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde das Prussia-Museum der preußischen Provinzialverwaltung unterstellt. Die archäologische Dauerausstellung und die Studiensammlung im Königsberger Prussia-Museum galten bis zu ihrer kriegsbedingten Verlagerung im Jahre 1944/45 als eine Kollektion von europäischem Rang. Die Sammlung, die in den Nachkriegsjahren verschollen oder nicht mehr zugänglich war, geriet in der Fachwelt in Vergessenheit. Was war aus den Schätzen des Prussia-Museums geworden?

Ein Schreiben des für die Sammlung des Prussia-Museums zuständigen Direktors des „Landesamtes für Vorgeschichte“ in Königsberg, Prof. Wolfgang La Baume, vom 23. März 1945 an den Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte Berlin, Prof. Wilhelm Unverzagt, unterrichtet uns über die Aufbewahrungsorte der seit 1944 ausgelagerten Sammlungsteile. Ein großer Teil der Studiensammlung und des Fundarchivs gelangte zunächst nach Carlshof, Kreis Rastenburg, von wo aus zwei Waggonladungen weiter nach Vorpommern transportiert wurden. Die Ladung eines Waggons, in dem sich „das gesamte Fundarchiv, die Ausgrabungspläne, die Negativsammlung u. a. m.“ befanden, erreichte das bei Demmin in Vorpommern gelegene Gutshaus Broock, das Flüchtlingen als vorübergehende Bleibe diente. Ein kleinerer Teil der Studiensammlung und eine Auswahl der Schausammlung (Bronzen der Bronzezeit und die meisten Gold- und Silberschmucksachen) wurden in Holzkisten in das Fort Quednau nördlich von Königsberg geschafft.

Im April 1946 erfuhr der Kaufmann Lothar Diemer, „daß im Gutshaus Broock Kinder mit Steinbeilen auf der Straße spielen“. Ihm verdanken wir einen Bericht über den

fürchterlichen Zustand der Sammlung: „In einem Raum des Schlosses fand ich Teile der Prussia-Sammlung in unglaublich verwahrlostem Zustand, jedem Zugriff preisgegeben, den Kindern willkommener Spielplatz, den Siedlern Fundgrube für Kisten, Pappe, Glas, Papier, dem Verwalter ein Ärgernis. Der größte Teil lag in einem Raum des 1. Stockwerks, der vollkommen beschüttet war mit Papier, Pappen, Kartons, Bronzestücken, Glasscherben, Eisenteilen, Perlen, Küchenabfällen, Holzsplittern, kurz, den Anblick eines Müllhaufens bot.“ 100 Jahre deutscher archäologischer Forschung und geschichtliche Zeugnisse aus Jahrtausenden waren buchstäblich auf dem Müll gelandet.

Kaufmann Diemer veranlaßte trotzdem die Bergung der Sammlung. Die Wochenendaktion bestand im Wesentlichen darin, das völlig verwahrloste Museumsgut in Kisten zu schaufeln. Im August 1949 wurden 125 Holzkisten in das Institut für Vor- und Frühgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin (Ost) überführt. Über ihre Existenz wurde Stillschweigen vereinbart, nicht zuletzt aus politischen Gründen. Erst 1990, nach dem Fall der Mauer, gelangte die Prussia-Sammlung lang-

„zum Feueranmachen in der Küche“ verwandt worden, ist mehr als wahrscheinlich.

Für das im Juni 2000 begonnene Erschließungsprojekt des Prussia-Schriftguts im Archiv des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte konnte vorausgesetzt werden, daß zwei aufeinanderliegende Blätter in keinerlei Bezug zueinander standen. Ziel war die Neubildung von Akteneinheiten. Es galt, zirka 50.000 lose und fragmentarische Blätter von Briefen, Berichten, Skizzen, Protokollen, Notizen, Tagebüchern, Plänen, Zeichnungen, Fotografien, Karteikarten, Fundetiketten etc. vollständig neu zu erschließen. Jedes einzelne der Blätter mußte ergänzt, wenn möglich einem Fundort zugewiesen, in eine Reihenfolge gebracht und in einer Datenbank verzeichnet werden.

Neben mehr als 2.000 ostpreußischen Fundorten enthält das datenbankgestützte Fundortverzeichnis des Prussia-Fundarchivs inzwischen über 900 Verweise. Die im Berliner Archiv identifizierten Fundorte können auf der Internet-Seite www.prussia-museum.de abgefragt werden, die fortlaufend über die aktuellen Projekte des Prussia-Teams im Berliner Museum für Vor-

bleistift oder Tusche beschriebenen, in der Regel neun mal elf Zentimetern messenden Zetteln im Fundarchiv des Prussia-Museums haben sich 293 Stück im Archiv des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte erhalten. Weitere 120 Guise-Zettel, die im Potsdamer Heeresarchiv lagen, wurden 1945 durch Brand vernichtet.

Der preußische Leutnant Johann Michael Guise fertigte sie während zweier Reisen durch Ost- und West-

preußen im Auftrag der preußischen Militärbehörden an. Die Initiatoren des Unternehmens waren jedoch der preußische Oberpräsident Theodor von Schön (1773–1856) und der Historiker und Leiter des Königsberger Staatsarchivs Johannes Voigt (1786–1863). Die erste Reise vom 14. September 1826 bis zum 30. Mai 1827 führte Guise von Königsberg nach Thorn und zurück. Stationen seiner zweiten Reise vom 6. Juli 1827 bis zum 1. Februar 1828 waren Königsberg, Lyck, Memel, Wehlau und wieder Königsberg. 60 Prozent der erhaltenen Zettel weisen Grundrisse und Ansichten von „heidnischen“ Wehranlagen und Ordensburgen

teil der Stücke war ursprünglich auf Pappen befestigt, die mit Fundort und Inventarnummer beschriftet waren. Zahlreiche Objekte haben sich jedoch gelöst und können gegenwärtig keinem Fundort zugewiesen werden. Seit 1993 wird der erhaltene Bestand im Rahmen mehrerer Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen katalogisiert. Bedauerlich ist das Fehlen bronze- (2. Jahrtausend v. Chr. bis 7. Jahrhundert v. Chr.) und hallstattzeitlicher (7. bis 5. Jahrhundert v. Chr.) Stücke sowie der gesamten Schausammlung. Das in Berlin aufbewahrte Material stellt bislang den größten erhaltenen Teil der Prussia-Sammlung dar. Einige der in Quednau verbliebenen Bestände sind in den vergangenen drei Jahren in den Kasematten der Festung freigelegt worden und haben für ein großes Presseecho gesorgt. Die Zeit-Stiftung in Hamburg unterstützt die russischen Archäologen bei der Bergung und Restaurierung der dortigen Funde, die teilweise auch in einer Ausstellung präsentiert worden sind.

Im Gegensatz zu den jüngst in Königsberg geborgenen Gegenständen läßt sich ein Großteil der Berliner Objekte mit Hilfe der schriftlichen Unterlagen genau identifizieren und einem Fundort sowie Fundkontext zuordnen. Damit werden alte und zum Teil unpublizierte Ausgrabungen in Ostpreußen rekonstruierbar und können endlich in die aktuelle Forschung einfließen. Zahlreiche Anfragen und Studienaufenthalte von Archäologen aus den Republiken Litauen und Polen sowie der Russischen Föderation belegen den hohen Stellenwert des neu erschlossenen Berliner Materials. Die Prussia-Sammlung im Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte ist schon jetzt als Kristallisationspunkt einer erfolgreichen internationalen Zusammenarbeit deutscher, litauischer, polnischer und russischer Archäologen anzusehen.

Vieles bleibt noch zu tun. Die vollständige Aufarbeitung der Unterlagen und Objekte wird sich noch über mehrere Jahre hinziehen. Die Finanzierung weiterer Erschließungsprojekte ist allerdings zur Zeit ganz ungewiß. Unverdorren wird jegliche Information zum Prussia-Museum im Archiv des Berliner Museums für Vor- und Frühgeschichte gesammelt. In diesem Sinne ist auch die 1972 in Duisburg wiedergegründete Prussia-Gesellschaft tätig. Besonders wertvoll erweist sich die Mithilfe ehemaliger Mitarbeiter des Prussia-Museums: Der von 1929 bis 1934 am Prussia-Museum tätige Zeichner Kurt Jaensch und die von 1929 bis 1931 beim Museum als Assistentin des Direktors beschäftigte Barbara Kadgien, geb. von Freytag, genannt Loringhoven, die das Archiv in Berlin im letzten April besuchte, konnten dem Prussia-Team mit wertvollen Informationen helfen.

Teile der Prussia-Sammlung sind wohl unwiederbringlich verloren. Andere harren vielleicht noch ihrer Entdeckung. Die in Berlin erhaltenen Schätze des ehemaligen Königsberger Prussia-Museums erscheinen nun wieder als Kollektion von europäischem Rang in hellem Licht. ■

Der Autor ist Mitarbeiter des Museums für Vor- und Frühgeschichte Berlin, Spandauer Damm 19, 14059 Berlin-Charlottenburg, und für Hinweise und Informationen jeder Art über das Prussia-Museum dankbar.



Langhansbau des Schlosses Charlottenburg: Der Bau ist seit 1960 Ausstellungs- und Depotgebäude für das Museum für Vor- und Frühgeschichte. Hier wurden 1990 insgesamt 124 Holzkisten und ein großer Pappkarton mit dem 1949 nach Berlin gelangten Teil der Prussia-Sammlung eingelagert. Foto: Museum für Vor- und Frühgeschichte, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz

sam wieder an das Licht der Öffentlichkeit.

Im Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin-Charlottenburg wurden am 26. April 1990 120 Holzkisten sowie am 7. August desselben Jahres weitere vier Holzkisten und ein großer Pappkarton eingelagert. Kistenböden und -wände waren zum Teil so stark lädiert, daß sie sich während des Transportes ohne weiteres Zutun lösten und die enthaltenen Gegenstände freigaben. In 96 Kisten befanden sich Artefakte aus Eisen, Bronze und Stein, in 23 Kisten archaisches Schriftgut, in zwei Kisten fotografische Glasnegative und in drei Kisten sogenannter Kulturschutt, also ein Gemisch kleinster Bruchstücke und Fetzen, die zusammengekehrt worden waren.

Die Archivalien hatten in der langen Zeit zwischen 1945 und 1990 besonders gelitten. Viele tausend Blätter waren in Stücke zerrissen, Tausende weitere zerknüllt. Von mutmaßlich weit über 3.000 festen Akteneinbänden ließen sich 1990 noch ganze zwei auffinden. Der von Diemer ferner geäußerte Verdacht, ein Teil der Akten sei in Broock

Frühgeschichte berichtet. Der Bestand des neu geordneten Prussia-Fundarchivs setzt sich im wesentlichen aus Ortsakten, das heißt Akteneinheiten zu einem Fundort, Fotonegativen, Fotoabzügen, topographischen Karten und Plänen sowie Gelehrtennachlässen zusammen. Grabungsberichte, Fotografien und Zeichnungen von Ausgrabungen und Funden lassen sich in fast jeder Akteneinheit finden.

Zwei Jahre nach Aufnahme der Archivarbeiten wurde die Neustrukturierung und Ordnung des Bestandes im Sommer 2002 weitgehend abgeschlossen. 59 Jahre nach der Evakuierung aus Königsberg ist das Prussia-Fundarchiv im Herbst 2002 wieder öffentlich zugänglich und nutzbar.

Ein Teil der Königsberger Burgwallakten, die als Sondergruppe im Archiv Unterlagen zu den vor- und frühgeschichtlichen Wall- und Wehranlagen Ostpreußens enthielten, ist als wertvollste Wiederentdeckung im Bestand des Prussia-Fundarchivs zu sehen: die sogenannten Guise-Zettel. Die zwischen 1826 und 1828 entstandenen Guise-Zettel sind die ältesten erhaltenen Archivalien des Prussia-Fundarchivs. Von den ursprünglich ungefähr 600, meist doppelseitig mit

auf, die übrigen Skizzen bestehen aus Stadtgrundrissen und -ansichten, Kirchenansichten, Architekturdetails etc. Gegenstand seiner Zeichnungen in sehr unterschiedlicher Qualität waren bedeutende Monumente wie die Marienburg oder der Frauenburger Dom, in gleichem Maße aber auch auf den ersten Blick unscheinbare „Heidenschancen“, Dorfkirchen und Dorfansichten.

Die Zeichnungen Johann Michael Guises sind ohne weiteres als ein erster Schritt zur systematischen Aufnahme von vor- und frühgeschichtlichen wie auch mittelalterlichen und neuzeitlichen Bau- und Kunstdenkmälern in Ostpreußen anzusehen. Aus den erhaltenen Schriftstücken des Prussia-Fundarchivs ist ersichtlich, daß die Guise-Zettel als zuverlässige Quelle angesehen und für die Burgwallforschung verwendet wurden.

Der katastrophale Zustand der nach Berlin gelangten Fundobjekte, die zur ehemaligen Studiensammlung zählten, entsprach demjenigen der Archivalien. Es handelt sich um rund 40.000 Objekte aus Eisen, Bronze, Silber, Stein, Glas, Textil und Leder. Die ursprüngliche Ordnung des Materials ist ebenfalls fast völlig verlorengegangen. Ein Groß-

AKTEN WURDEN ZUM FEUERANMACHEN VERWANDT

RUND UM DIE BURG

Video über den einstigen Hauptsitz des Deutschen Ordens

Mythos Burgen – Die Geschichte der Marienburg“ hat zum (Haupt-)Thema die größte Backsteinburg Europas. Die filmische Unterlegung des vortragenden Textes ist aus Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsaufnahmen zusammengesetzt, wobei offenkundig aus Materialmangel auch schon einmal Sequenzen wiederholt gezeigt werden.

Den ersten Teil des Videos bildet eine Thematisierung der Entstehungs- und Siedlungsgeschichte des Deutschen Ordensstaates, soweit sie als Vorgeschichte und historischer Kontext für die Marienburg verstanden werden kann, beginnend mit der Gründung des Ordens 1190 im Heiligen Land. Außer Aufnahmen von der Marienburg sind in diesem Teil auch bislang unbekannt Aufnahmen aus den dreißiger Jahren von Bauwerken des Ordens in Heilsberg, Kulm, Mewe, Marienwerder und Thorn zu sehen.

Den zweiten Teil bildet ein Überblick über die Geschichte der Entstehung und des Aufbaus der Burg ab 1274.

Den dritten Teil bildet ein längerer Rundgang durch die Marienburg. Er beginnt bei der schweren Brücke, die den Burggraben überspannt und führt durch den dem Torhaus vorgelegerten Torzwinger über den Hof des Mittelschlusses über eine weite-

re Brücke und durch einen weiteren Torzwinger zum Haupthaus, um schließlich beim Brückentor mit seinen beiden Rundtürmen zu enden. Gezeigt werden dabei der Kapitell- und der Speisesaal, das Dormitorium, die Kreuzgänge, der Brunnen samt Brunnenhaus, der 45 Meter hohe Wachturm, der Große und der Sommerremter sowie die Burgkapelle mit der „Goldenen Pforte“. Einen Höhepunkt stellen sicherlich neben den Filmaufnahmen vom Hochmeisterpalast die Vorkriegsaufnahmen von der im Krieg zerstörten acht Meter hohen Darstellung der Madonna mit Kind aus dem Jahre 1340 an der Kapellenaußenwand dar.

Dem Rundgang folgt die Thematisierung des weiteren Schicksals der Burg von der Tannenbergschlacht bis zur Weimarer Republik.

In vielerlei Hinsicht besonders hervorgehoben ist die nun folgende NS-Zeit. So ist sie beispielsweise die einzige, deren Schilderung mit zeitgenössischem Bildmaterial unterlegt ist. Außer der „Geschichte der Marienburg“ in diesen zwölf Jahren wird dabei auch auf den „Mythos Burgen“ im Nationalsozialismus eingegangen. Dabei werden auch zeitgenössische Filmaufnahmen von den durch die Nationalsozialisten selber erbauten Burgen Sonthofen, Vogelsang und Krossinsee gezeigt. Detailliert und konkret berichtet der an der Organisation und Durchführung maßgeblich beteiligte NSDAP-Kreisleiter der Stadt Marienburg, Walter Neufeldt, dem Zuschauer von der Nutzung der Burg durch die Nationalsozialisten für repräsentative Staats- und Festakte.

Es folgen einige Bilder vom Kampf um die Burg gegen Ende des Zweiten Weltkrieges sowie eine Schilderung ihrer Plünderung

durch die Sowjets und ihrer anschließende Restaurierung durch die Polen.

Etwas zusammenhanglos wirkt die kritische Auseinandersetzung mit Volker Schlöndorffs Film „Der Unhold“. Der einzige Bezug zum Thema des Videos besteht darin, daß der umstrittene Regisseur für diesen Spielfilm die Marienburg als Kulisse genutzt hat. Der Zusammenhang wirkt um so herbeigeholter, als weder Aufnahmen von den Dreharbeiten noch Sequenzen aus dem kritisierten Film gezeigt werden.

Harmonisch und versöhnlich ist das Ende des Videos mit den wohl un widersprochen bleibenden Worten: „Mag das Wahrzeichen des Deutschen Ritterordens in einem vereinten Europa als Symbol für ein friedliches Miteinander der Völker stehen.“

Manuel Ruoff

„Mythos Burgen – Die Geschichte der Marienburg“, 35 Minuten, VHS 14,90 Euro, DVD 19,90 Euro



ANDERS ALS ANDERE

Ein Kinderbuch nicht nur für Kinder

Der Bahnsteig war schwarz vor Menschen; alle wollten auf dem schnellsten Weg nach Hause. Plötzlich ging es wie eine Welle durchs Menschenmeer, Unruhe machte sich breit. Die Männer und Frauen murmelten vor sich hin, einige rückten respektvoll zur Seite, andere schüttelten verständnislos die Köpfe. Zwei Mädchen preschten an ihnen vorbei, lachten und waren selig. Mädchen, wie man sie heute überall sieht, fröhlich und unbefangen, für einen Streich durchaus zu haben, Kinder fast noch – die eine auf Krücken, die andere in einem Rollstuhl. Wie selbstverständlich gingen die beiden mit ihrer Behinderung um.

Betz Verlag: „Meine Füße sind der Rollstuhl“, geschrieben von Franz-Joseph Huainigg, der selbst im Rollstuhl sitzt, und illustriert von Verena Ballhaus. Besonders einfühlsam schildert der Autor die Geschichte von Margit, die seit ihrer Geburt gelähmt und auf den Rollstuhl angewiesen ist. Eines Tages darf sie für die Mutter ganz allein einkaufen fahren. Was sie dabei erlebt und sieht? Zunächst begegnet sie Staunen, Skepsis, Mitleid und allzu großer Hilfsbereitschaft. Das ärgert Margit, denn sie ist doch wie alle anderen Kinder auch. Erst als sie Sigi, einen dicken Jungen, der von den anderen gehänselt wird, kennenlernt, merkt sie, daß sie beide etwas ganz Besonderes

sind ... Ein Kinderbuch, das Erwachsene nachdenklich stimmt und Kinder nicht zuletzt auch wegen der eingängigen Zeichnungen ansprechen dürfte.

o-n

Franz-Joseph Huainigg: „Meine Füße sind der Rollstuhl“, Annette Betz Verlag, Wien 2003, 32 Seiten, durchgehend vierfarbig illustriert von Verena Ballhaus. Pappband, matt laminiert, 12,95 Euro; ab 5 Jahre



Die vorgestellten Bücher sind beim PMD, Parkallee 84/86, 20144 Hamburg, Telefon 0 40/41 40 08 27, zu beziehen.

RIAS ERSTES LEBEN

Die Kindheit einer adoptierten Berliner in Gumbinnen

Eine Freunde ist arm und leer. Freunde sind wichtig, man lacht und weint

mit ihnen, spendet sich gegenseitig Trost und macht sich Mut. Manche Freundschaften halten sogar ein Le-

ben lang. So wie die von Elisabeth Regge und ihrer Freundin Ria Charlotte Ruth Stanischewski alias Marie Luise Rohrmoser.

Auf der Beerdigung ihrer Freundin erfuhr Elisabeth Regge, daß deren Halbgeschwister kaum etwas über die Jugendzeit ihrer verstorbe-

nen Verwandten wußten, denn diese war als Säugling zur Adoption freigegeben worden und erst als junge Erwachsene in die Arme ihrer verlorenen Familie zurückgekehrt. Elisabeth kannte ihre Marie Luise, die als Ria in Berlin geboren wurde, aus ihrer Jugendzeit in Gumbinnen. Dort war die Kleine nämlich von der alt-jüngerlichen Klavierlehrerin Leni Rohrmoser adoptiert worden und zur Freundin der Ostpreuße Elisabeth Regge geworden, eine Freundschaft, die über den Tod hinaus hielt.

Als Elisabeth Regge von den Halbgeschwistern ihrer verstorbenen Freundin gebeten wurde, etwas über das „erste Leben“ von Marie Luise niederzuschreiben, sollten es erst nur knapp zwanzig Seiten werden, doch als noch Briefe und Tagebücher aus dem Nachlaß der Adoptivmutter und Marie Luises selbst hinzu kamen, packte Elisabeth Regge der Ehrgeiz, und es wurde ein ganzes Buch daraus. Dieses rekonstruiert mit Hilfe von Belegen aus den Briefen und anhand von Fotos die ersten 20 Lebensjahre der Person Ria/Marie Luise.

„Das erste Leben“ ist ein beeindruckendes Büchlein geworden, das nicht nur in der Familie der Verstorbenen, sondern weit darüber hinaus schon viele interessierte Leser gefunden hat. Das ist auch nicht verwunderlich, denn die freie Journalistin Regge beschreibt bemerkenswert feinfühlig den Weg des Säuglings Ria von ihren jungen, finanziell schlecht gestellten Eltern hin zur strengen, aber sie umsorgenden Adoptivmutter Leni, die Kindheit in Gumbinnen, die Schulzeit auf dem Internat und die Suche nach den richtigen Eltern.

Einen Freundschaftsdienst ganz besonderer Art hat Elisabeth Regge ihrer Freundin Ria alias Marie Luise mit dem Buch „Das erste Leben“ erwiesen, denn so wird die Verstorbene dem Vergessen entrissen. R.B.

Elisabeth Regge: „Das erste Leben“, Elisabeth Regge, Frankfurt 2003, Taschenbuch, viele Abb., 167 Seiten, 8,95 Euro

OSTPREUSSEN WURDE SEINE HEIMAT

Eine Monographie über das Leben des Deutschamerikaners Frederick Bartels



Autobiographische Quellen zur Wirtschaftsgeschichte haben ihren eigenen Wert. Schon lange vor der aktuellen Hinwendung der Geschichtswissenschaft zur Ebene der individuellen Erfahrung haben Wirtschaftshistoriker sich für „weiche“, subjektive Faktoren interessiert, die „harte“ statistische Daten beeinflussen, dem ökonomischen Handeln Motivation und Sinn verleihen. Einblicke in die Gedanken- und Lebenswelt eines erfolgreichen Fabrikanten sind jetzt den Lebenserinnerungen des Frederick Bartels zu entnehmen, die Georg Jenkner herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen versehen hat. Bei den Vorarbeiten zu einer ortsgeschichtlichen Publikation war Jenkner auf das Mitte der 1950er Jahre entstandene Manuskript gestoßen, das einen ungewöhnlichen Lebensweg dokumentiert.

Frederick Bartels wurde 1876 als Sohn eines deutschen Gutsbesitzers und einer amerikanischen Anwalts-tochter im US-Bundesstaat Virginia geboren. Im Alter von 14 Jahren folgte er seinem inzwischen wieder in Deutschland lebenden Vater auf ein ostpreußisches Gut. Nach der Lehrzeit in Elbing sowie Studium und Ingenieurprüfung in Hildburghausen trat Bartels seine erste Stellung als Ingenieur für Spiritusbrennereibau an, die ihn bis nach

Budapest und Galizien führte. Anschließend wirkte er in Königsberg als technischer Leiter einer landwirtschaftlichen Genossenschaft.

Ab 1903 leitete Bartels die „Ostdeutsche Maschinenfabrik AG, vormals Rudolf Wermke“ in Heiligenbeil in Ostpreußen, einen international renommierten Produzenten von landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten, und führte das Unternehmen mehr als drei Jahrzehnte lang – durch Weltkrieg, Revolution, Inflation und Wirtschaftskrise. 1935 auf Betreiben der neuen Machthaber als „Reaktionär“ abgesetzt, betätigte er sich weiterhin in der ostpreußischen Industrie – zunächst gemeinsam mit einem seiner Söhne, bis dieser 1941 in Rußland fiel. Die Flucht im Januar 1945 führte Bartels schließlich nach Hamburg, in die Geburtsstadt seines Vaters.

Die gut lesbare Darstellung gibt Aufschluß über vielfältige Hintergründe dieses Werdegangs. Die persönlichen Schwierigkeiten, die Bartels zu überwinden hatte, kommen ebenso zur Sprache wie die verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Verbindungen, die seine Karriere förderten und absicherten. Zur wichtigsten Bewährungsprobe geriet der Erste Weltkrieg mit seinen Folgen. Zeitweise als Leiter eines Spirituswerkes eingesetzt, kehrte Bartels nach eigenen Angaben lie-

ber an die Front zurück, als auf unlautere Weise Kohlen für den Betrieb zu besorgen.

Im Verhältnis zur Arbeiterschaft setzte sich der von Kindheit an auf den Gütern eingetübte Paternalismus auch 1919 gegenüber den Streikführern durch: „Ich hatte ... den Gewerkschaftsvertretern das Betreten unserer Fabrik verboten und habe nie wieder einen Gewerkschaftssekretär gesprochen und in den ganzen folgenden Jahren nie wieder eine Lohnverhandlung gehabt.“

Der Erfolg eines Kaufmanns beruht nach meinen Erfahrungen absolut auf dem Vertrauen seiner Kundschaft. Dieses gewinnt der Kaufmann nur durch Ehrlichkeit, Offenheit und guten Kundendienst.

Frederick Bartels, Kaufmann und Ostpreuße aus Leidenschaft

Geschäftsstrategien werden geschildert und unter dem Stichwort „kaufmännische Erfahrungen und Prinzipien“ zusammenfassend reflektiert: „Der Erfolg eines Kaufmannes beruht nach meinen Erfahrungen absolut auf dem Vertrauen seiner Kundschaft. Dieses gewinnt der Kaufmann nur durch Ehrlichkeit, Offenheit und guten Kundendienst, wobei auch das Interesse der Kunden wahrgenommen werden muß, eventuell ohne Rücksicht auf die eigenen Kosten.“

Auch außerhalb der Firma ließ sich Bartels nicht von eng verstandenem Eigeninteresse, sondern

Prinzipien und hohem Verantwortungsbewußtsein leiten. Als Stadtrat und Kreistagsabgeordneter, Mitbegründer der Deutschnationalen Volkspartei im Kreis Heiligenbeil, in zahlreichen Vereinen, Verbänden und Aufsichtsräten setzte er sich für die Allgemeinheit ein. Erholung verschafften ihm, neben der Familie, vor allem seine Sport-, Jagd- und (seit 1907) „Autoleidenschaft“. Konservativ und weltläufig, begeisterungsfähig und nüchtern zugleich – so erscheint Bartels in seinen Erinnerungen. Bei allem Patriotismus blieb sein Blick nicht auf Deutschland beschränkt; der Kontakt zu den amerikanischen Verwandten, zu denen der Sohn Murray schon 1929 ausgewanderte, bestand fort.

Angelsächsische und ostpreußische Prägungen wirken auch zusammen, wenn Bartels den erzwungenen Abschied von seiner langjährigen Heimat resümiert: „Am 15. Januar [1945] leitete ich meine letzte Treibjagd auf meinem früheren Rittergut Kukehnen und schoß dort noch meinen letzten Hasen in meinem reichen Jägerleben. Mein erstes fliegendes Rebhuhn hatte ich als elfjähriger Junge in Virginia 1887 geschossen.“

Nicolas Rügge

Georg Jenkner (Hrsg.): „Von Amerika nach Ostpreußen. Die Lebenserinnerungen des Unternehmers Frederick Bartels (1876–1958)“, Edition Truso, Berlin 2002, Hardcover, 151 Seiten, 14,80 Euro

Ostpreußen lachen gern!



Beger, Waltraud
Heitere ostpreußische Mundart-Plaudereien
mit Waltraud Beger
CD 15,95 €



Beger, Waltraud
Heitere ostpreußische Mundart-Plaudereien
Die Zweite
CD 15,95 €

Schroeder, Karl-Hermann
Neun Jahre in Uniform

Der Verfasser schildert objektiv und nüchtern den Ablauf des soldatischen Einsatzes im Frieden und im Krieg. Das Buch zeigt die Wehrmacht, deren Ansehen wiederholt durch feindselige Anwürfe geschändet wird, ehrlich und wahrhaftig.
16,00 €



Kleindienst, Jürgen (Hrsg.)
Nichts führt zurück
Dies Buch dokumentiert Flucht und Vertreibung. Es schildert die kaum vorstellbaren Verhältnisse, das schreiende Unrecht und das geringe Verständnis der anderen Deutschen, denen die Heimat und oft aller Besitzstand geblieben war.
Geb., 203 S. 14,80 €

PREUSSISCHER MEDIENDIENST



Über Ernst Wiechert und sein Werk
Mitglieder der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft widmen sich seit Jahren der Wiechertforschung und tragen dazu bei, daß auch bisher noch kaum behandelte Aspekte zu Leben und Werk dieses Autors näher untersucht werden.
19,80 €



Freund, Winfried
Dir ein Lied zu singen
Eine literarische Reise durch das alte Ostpreußen.
16,90 €

Müller, Fredi

Chronik von Balga
„Ein Ort der Besinnlichkeit, der Freude und der Erholung“ – „Sommerwind, Haffstrand und Ordensburg“, Synonyme für einen markanten ostpreußischen Ort: Balga. Gelegen am Frischen Haff, steht Balga beispielhaft für die wundervolle, wechselvolle, auch leidvolle Geschichte Ostpreußens. Diese Chronik stellt die Geschichte Balgas im Spiegelbild des gesamten ostpreußischen Werdegangs umfassend dar.

Umfassende Karten, Abbildungen und Fotos.



417 S. € 29,40

Aktualisierte und erweiterte Neuauflage

Burchert, Irene / Barfod, Jörn

Textile Volkskunst Ostpreußens
Überarbeitete Neuauflage

Eine umfassende Dokumentation mit detailgenauen Arbeitsanleitungen, die es ermöglichen, die alten Muster und Techniken nachzuarbeiten.



Geb., Kunstdruck, 232 S. 24,95 €



Grabowski, Helmut
Glück und Grenzen der Freiheit
Ein Rückblick auf das Leben eines Deutschen, dessen Denken durch die politischen Wechselfälle des 20. Jahrhunderts teils gefestigt, teils gewandelt wurde. Nicht nur ein zeitgeschichtliches Dokument, sondern auch ein unterhaltsam geschriebener Ratgeber.
19,80 €

Clinton, Hillary Rodham
Gelebte Geschichte



Kleindienst, Jürgen (Hrsg.)
Hungern und hoffen
Jugend in Deutschland 1945-1950.
48 Geschichten und Berichte von Zeitzeugen.
TB, 361 S. 18,90 €



In ihren Erinnerungen gewährt Hillary Rodham Clinton erstmals tiefe Einblicke in ihr Privatleben und ihre bemerkenswerte Karriere.
Geb., 670 S. € 24,00



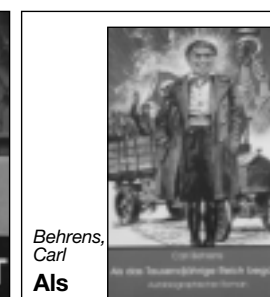
Tautorat, Hans-Georg
Königsberg (Pr)
Begegnungen mit einer europäischen Metropole
Viele teils farbige Abbildungen
Geb., 74 S. 3,50 €

Braun, Juliane
Ein Teil Heimat seid Ihr für mich
Rundbriefe einer Mädchenklasse 1944 - 2000.
... das Buch ist faszinierend!

Aus verschiedenen Blickwinkeln wird die Nachkriegsgeschichte unserer Eltern aufgezeigt. Viele Gedanken im Austausch mit „Gleichgesinnten“, oder besser, mit gleichem Schicksal. Losgelöst von politischen Dogmen, nur „dem Alltag“ verpflichtet. Es ist teilweise lustig, teilweise aber auch bedrückend. Immer aber spannend ...
20,00 €

Lau, Mariam

Harald Schmidt
Kein Wunder, daß Harald Schmidt von der Idee einer Biografie nicht begeistert war und jede Zusammenarbeit verweigert hat. Gehört es doch zu seinem Beruf, seine Persönlichkeit selbst live vor der Kamera zu offenbaren – wenn er beispielsweise das Publikum an seiner Hypochondrie teilhaben läßt.
18,00 €



Behrens, Carl
Als das Tausendjährige Reich begann
In diesem autobiographischen Roman schildert Carl Behrens, wie das Leben in einer christlich ausgerichteten Familie durch die turbulenten Jahre der Machtergreifung Hitlers geprägt wurde.
12,80 €

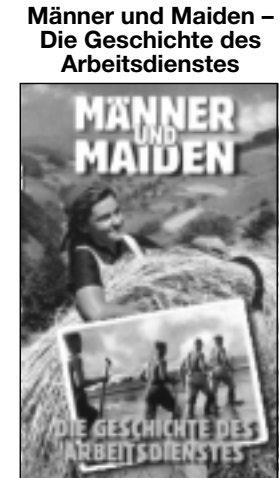
Kopelew, Lew
Tröste meine Trauer
Scharaschka-Marfino: Ein Sonderlager für Wissenschaftler und Techniker. Lew Kopelew war von 1947 bis 1954 in Marfino inhaftiert, viele fremde Schicksale kreuzten hier seinen Weg – unter anderem war Solschenizyn sein Mithäftling und Freund.
9,90 €

Lew Kopelew
Aufbewahren für alle Zeit!
In schonungsloser Aufrichtigkeit schildert Kopelew den Einmarsch der Roten Armee auf deutschem Boden
TB, 672 S. 12,50 €

Kent, Martha
Eine Porzellanscherbe im Graben
Eine deutsche Flüchtlingskindheit.
Martha Kent hat ihre Kindheit von 1945 bis 1949 im polnischen Gefangenenlager Potulitz verbracht. In dieser Umgebung erfährt sie die lebenserhaltende Kraft menschlicher Gesten, Hoffnungen und Bindungen.
19,90 €



Zeitgeschichte – Die aktuellen Videos aus dem Programm von PolarFilm



Räder müssen rollen für den Sieg – Die Reichsbahn im Kriegseinsatz
Jedes Video für € 20,80



von Sponeck, Hans
Zumach, Andreas
Irak
Chronik eines gewollten Krieges
Wie die Weltöffentlichkeit manipuliert und das Völkerrecht gebrochen wird.
7,90 €

Ernst Gerlo
Gedanken – richtige oder falsche
Dieses Buch soll zum eigenen Denken anregen und zum positiven Handeln. Geschrieben aus Sorge über den Verfall gesellschaftlicher Werte.
TB, 57 S. 10,00 €



Bitte Bestellschein ausfüllen und senden an: **PREUSSISCHER MEDIENDIENST**
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Telefax 040 / 41 40 08 58 · Telefon 040 / 41 40 08 27
E-Mail: info@preussischer-mediendienst.de · Internet: www.preussischer-mediendienst.de

Menge	Titel	Preis

Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4,- / Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, CDs, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

Vorname: _____ Name: _____
 Straße, Nr.: _____
 PLZ, Ort: _____ Telefon: _____
 Ort, Datum: _____ Unterschrift: _____